

GOTTES LIEBE ZU DEN MENSCHEN BRINGEN

Mission ja, aber wie?

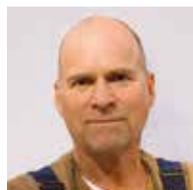


CDU-Chefin



Annegret Kramp-Karrenbauer hält an christlichen Traditionen fest

Andreas Adenauer



Unternehmer macht Kleidung mit frommer Botschaft

Markus Spieker



MDR-Chefreporter berichtet über Asien-Erfahrungen

Liebe Leserin, lieber Leser,

manchmal gibt es wahre Geschichten über Unwahrheiten, die wirken so bizarr, als wären sie frei erfunden. Im Dezember enthüllte Der Spiegel in eigener Sache etwas fast Unglaubliches: Einer seiner brilliantesten Reporter, mit Journalistenpreisen überhäuft, hat zwar fabelhaft geschriebene, ergreifende Geschichten publiziert, nur stimmten sie einfach nicht: Die Reportagen von Claas Relotius etwa über angeblich dumme Trump-Wähler in den USA oder einen Flüchtlingswaisen aus Aleppo, der von Angela Merkel träumt – sie waren zu schön geschrieben, um wahr zu sein.



Natürlich gab es Häme: Das weltweit bewunderte und oft gefürchtete Nachrichtenmagazin, das gern Fehlleistungen von Politikern oder Wirtschaftsgrößen auf-

deckt, hat nun seinen eigenen Skandal. Doch es geht um etwas anderes: Weder steht hier die journalistische Professionalität der geachteten Spiegel-Redaktion in Frage, noch würde es ausreichen, wenn sich die Kollegen nur als Opfer eines Einzeltäters sehen. Prominente Leitartikler stellen zu Recht die Systemfrage: Könnte es sein, so der Zeit-Chefredakteur Giovanni di Lorenzo, dass die in den vergangenen Jahren immer weiter perfektionierte Erzählform der Reportage „als Ganzes beschädigt“ ist? Denn sprachlich gestylte, dramaturgisch perfekte und menschlich anrührende Texte kommen gut an bei den Lesern. Modernes journalistisches „Storytelling“ ermöglicht Texte von fast literarischer Qualität – doch wie viel davon ist Dichtung, was ist Wahrheit?

In dieser Ausgabe von pro befassen sich mehrere Texte mit dieser publizistischen Herausforderung. Neben Wolfram Weimer (S. 45) mahnt auch der Medienforscher Volker Lilienthal, journalistische Texte dürften nicht zur „ästhetisierenden Spielerei ausarten“ (S. 44). Und Mark Galli, Chefredakteur des einflussreichen US-Magazins Christianity Today, fordert, „mehr denn je“ Fakten gewissenhaft zu überprüfen und Fehler zu korrigieren (S. 42). Unverzichtbar ist es für ihn, dass Journalisten – zumal, wenn sie Christen sind – das „Wort der Wahrheit“, das sich letztlich an den Maßstäben von Jesus Christus orientiert, recht zu vertreten (2. Timotheus 2,15).

Um die Verbreitung der biblischen Wahrheit geht es auch in unserer Titelgeschichte: Unsere Autoren Swanhild Zacharias und Martin Jockel machen deutlich, dass Kirche nur mit Mission eine Zukunft hat. Anhand aktueller Debatten und historischer Entwicklungslinien zeigen sie zugleich, wie wichtig es ist, respektvoll gegenüber den Menschen und kreativ mit dem Missionsauftrag von Jesus Christus umzugehen (S. 6).

Ich wünsche Ihnen gute Entdeckungen beim Lesen,

Christoph Irion

Ihr Christoph Irion



12



14

Kurzmeldungen	4
Leserbriefe	47

GESELLSCHAFT

Titel

Unterwegs zu den Menschen	
Mission heute – eine Bestandsaufnahme	6
Bis an die Enden der Erde	
Wie die Botschaft von Jesus um die Welt geht	8
Nightbirds Halle	
Eine „Non-Profit-Evangelisation“	12

Moin, Jesus!

Warum fromme Wünsche Produkte der Modekette Adenauer zieren	14
---	----

POLITIK

„Rabenmutter – das musste ich mir einige Male anhören“	
CDU-Chefin Annegret Kramp-Karrenbauer im Interview	18
Der verfolgte Retter	
Denis Mukweges mutiger Einsatz für Gequälte	22

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 5 66 77 00



Otto Fricke



Jens Spahn

30



33

Neu in pro:
Daniel Böckings
Pädagogik-Kolumne



34

Konflikte lösen ohne Gewalt

EKD-Friedensbeauftragter zieht nach zehn Jahren Bilanz 24

„Wollen Sie denn jetzt sterben?“
Anne und Nikolaus Schneider diskutieren über Sterbehilfe 26

Organspende: Streit ums beste Vorgehen
Über Für und Wider der „Widerspruchslösung“ streiten Bundestagsmitglied Otto Fricke und Gesundheitsminister Jens Spahn 30

PÄDAGOGIK

Warum tut Jesus Christoph nichts gegen das Leid?
Neue pro-Kolumne vom stellvertretenden Bild-Chef Daniel Böcking 33

MEDIEN

„Das 21. Jahrhundert wird super für Christen!“
Warum ARD-Chefreporter Markus Spieker den Blick über den Tellerrand empfiehlt 34

Haltung, Berufung und Liebe zum Publikum
Gibt es „christlichen Journalismus“? 38

„Unser Bestes für guten Journalismus“

Christianity-Today-Chef will journalistische Klasse liefern 42

„Sagen, was ist.“
Professor Volker Lilienthal über den „Fall Relotius“ 44

Relotius ist ein Symptom linker Medienwelten
Eine Kolumne von Wolfram Weimer 45

Sprache ich: Finsternis möge mich decken ...
Ein Impuls von Zeit-Journalist Tillmann Prüfer 46

Der Herzensmensch
Ein Besuch bei Wort-zum-Sonntag-Sprecher Christian Rommert 48

KULTUR

Was du nicht willst, das(s) man dir tu ...
Eine Kolumne von Bestseller-Autor Bastian Sick 51

„Das Evangelium ist für alle Menschen da“
100 Jahre Hänssler-Verlag 52

Musik, Bücher und mehr
Neuerscheinungen kurz rezensiert 54

IMPRESSUM



Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Charlotte-Bamberg-Straße 2 | 35578 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 5 66 77 00 | Telefax (0 64 41) 5 66 77 33
Vorsitzender Michael Voß | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktion Martina Blatt, Dr. Johannes Blöcher-Weil, Nicolai Franz,
Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anna Lutz, Michael Müller, Stefanie
Ramspurger (Redaktionsleitung), Norbert Schäfer, Jörn Schumacher,
Jonathan Steinert, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 5 66 77 77 | Adressverwaltung (0 64 41) 5 66 77 52
Anzeigen Telefon (0 64 41) 5 66 77 67 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck L.N. Schaffrath GmbH & Co. KG DruckMedien, Geldern
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |
IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
Titelfoto Chalermphon, lightstock

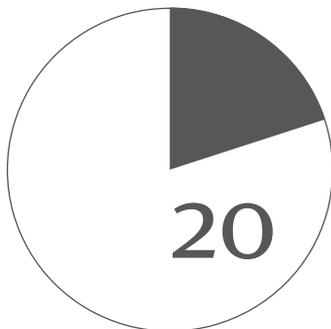
Totalitäre Regimes bedrohen Freiheit von Christen

In totalitär regierten Staaten geraten Christen immer stärker unter Druck. Laut dem aktuellen Weltverfolgungsindex, den das christliche Hilfswerk Open Doors Mitte Januar veröffentlichte, hat sich die Lage für Christen unter anderem in China zugespitzt. Religion müsse der Kommunistischen Partei dienen und an die chinesischen Traditionen angepasst werden. So seien etwa Gemeinden gezwungen worden, die chinesische Flagge im Gottesdienstraum aufzuhängen, die Nationalhymne vor dem Gottesdienst zu singen oder Bilder von Jesus durch welche von Präsident Xi Jinping zu ersetzen. Moderne digitale Technik erleichtere es dabei den Behörden, Menschen zu kategorisieren und zu überwachen. Nach wie vor sei Nordkorea das Land, das Christen am stärksten unterdrückt. Hinsichtlich des Personenkults und der Kontrolle seiner Bürger sei Nordkorea beispiellos. „Das weltweit vielbeachtete Gipfeltreffen von Kim Jong Un mit US-Präsident Trump hat bislang zu keinen spürbaren Verbesserungen im Land geführt“, teilte Open Doors mit. Auch religiös-nationalistische Tendenzen setzen laut dem Hilfswerk Christen und andere religiöse Minderheiten etwa in Indien oder der Türkei immer stärker unter Druck. Zudem gehe weiterhin von islamistischem Extremismus Gefahr aus für Christen – zunehmend auch südlich der Sahara. | JONATHAN STEINERT



Foto: Open Doors

Die Situation der verfolgten Christen und anderer Minderheiten sei „katastrophal und alarmierend“, teilte das christliche Hilfswerk Open Doors mit



prozent

hat der Papst im Vergleich zum Vorjahr im Vertrauen der deutschen Bevölkerung eingebüßt. Das geht aus einer repräsentativen Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Forsa hervor. Das Institut hatte im Auftrag von RTL und n-tv von Mitte Dezember 2018 bis Anfang Januar 2019 2.515 Personen befragt. Der Papst liegt jetzt nur noch bei 34 Prozent und ist von Rang 9 auf 15 abgestürzt. Einen zweistelligen Verlust (zehn Prozentpunkte) musste auch die Evangelische Kirche hinnehmen. Nur noch 38 Prozent der Bevölkerung vertrauen ihr. Auch der Vertrauensverlust in die Katholische Kirche ist enorm. Er sank auf 18 Prozent (vorher 27 Prozent). Von 26 Akteuren gab es vier „Gewinner“. Dies sind die Presse (41 Prozent/+1), die Unternehmer (30 Prozent/+3), Versicherungen (18 Prozent/+1) und Manager (9 Prozent/+3). Damit landeten die Manager dennoch nur auf dem drittletzten Platz und liegen gleichauf mit dem Zentralrat der Muslime. Dahinter rangieren der Islam (7 Prozent) und Werbeagenturen (4 Prozent). Forsa-Chef Manfred Güllner sprach in Bezug auf die Ergebnisse von einer „flächendeckenden Vertrauens-Erosion“. Umfragesieger war die Polizei, deren Wert bei 78 Prozent liegt. Das ist ein Minus von fünf Prozentpunkten im Vergleich zum Vorjahr. Auf den weiteren Plätzen folgen die Universitäten und Ärzte, denen jeweils 77 Prozent der Befragten vertrauen. | VON JOHANNES BLÖCHER-WEIL

Drei Fragen an ...

... Samuel Rösch, Sieger bei der ProSieben-Sendung „The Voice of Germany“.

pro: Wie soll es nach Ihrem Sieg bei „The Voice of Germany“ bei Ihnen beruflich weitergehen?

Samuel Rösch: Ich studiere Religionspädagogik, das heißt, ich möchte Religionslehrer werden für die Oberschule und das Gymnasium bis Klasse 10. Aber ich habe jetzt erstmal ein Urlaubssemester beantragt und werde mich mehr der Musik zuwenden. Für den Sieg bei „The Voice of Germany“ habe ich ein Management bekommen, einige erste Konzerttermine stehen schon. Ein großer Wunsch von mir wäre es, 2019 auch ein eigenes Album rauszubringen.

Wie sind Sie zum Glauben gekommen?

Ich bin klassisch christlich aufgewachsen, meine Eltern sind in der Landeskirche sehr aktiv. Meine Mutter ist Küsterin und Haushälterin eines christlichen Freizeitheims. Mein Vater ist auch sehr in der Kirche aktiv, er singt im Kirchenchor mit. Daher war der Weg für mich schon klar. Ich habe dennoch in meiner Jugendzeit in einem Jugendcamp noch mal ein lebendiges und eigenständiges Ja zu Jesus gefunden.

Haben Sie bei der Casting-Show noch andere gläubige Kandidaten kennengelernt?

Auf jeden Fall. Mein Coach Michael Patrick Kelly ist auch Christ, er ist Katholik, der seinen Glauben lebendig lebt. Wir haben vor Auftritten zusammen gebetet; das war für mich eine Zeit, in der ich zur Ruhe kommen konnte. Das war immer sehr schön. 2018 waren sehr viele Kandidaten dabei, die ebenfalls gläubig sind und öffentlich dafür einstanden. Wir waren auch gemeinsam bei einem Gottesdienst in Berlin.

Vielen Dank für das Gespräch.

| DIE FRAGEN STELLTE JÖRN SCHUMACHER



Foto: paperclip-band.de

Samuel Rösch singt seit sechs Jahren in seiner eigenen christlichen Band „Paperclip“

Evangelische Medienakademie startet neu

Seit Januar 2019 ist die Evangelische Medienakademie Teil des Amtes für Öffentlichkeitsarbeit der Nordkirche in Hamburg. Am neuen Standort verbindet die Akademie Fortbildungsangebote des bisherigen „Medienbüros Hamburg“ mit dem „Studiengang Öffentlichkeitsarbeit“ und den Fortbildungsangeboten für kirchliche Öffentlichkeitsarbeit in der Nordkirche. Die mehr als 100 Angebote zielen auf die Vermittlung von journalistischen Kompetenzen in der digitalen Kommunikation und die Arbeit mit Sozialen Medien, Suchmaschinen-Recherche und multimedialem Storytelling. Auch Kurse zu ethischen Grundsätzen im Journalismus und zum Umgang mit Hass-Botschaften im Netz gehören zum Angebot der Akademie. Diese arbeitet eigenen Angaben zufolge „unabhängig von Verlagen und politischen Einflüssen“, ist „offen für alle“ und steht für die „Vermittlung professioneller Kompetenzen in Journalismus und Kommunikation“. Die kirchliche Einrichtung zur Aus- und Weiterbildung von Journalisten wurde 1949 gegründet und war bis 2009 im Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) in Frankfurt, danach in Berlin angesiedelt. Später wechselte die Trägerschaft zum Evangelischen Medienverband im Rheinland, während die Evangelische Journalistenschule in Berlin unter Federführung des GEP verblieb. | **VON NORBERT SCHÄFER**



Foto: Anthony Rosset

Hamburg: Hier hat die Evangelische Medienakademie seit 2019 ihren Sitz

Unterwegs zu den Menschen

Eine Kirche ohne Mission hat keine Zukunft. Darüber sind sich Katholiken und Protestanten verschiedener Prägungen einig. Große Uneinigkeit gibt es aber in der Frage nach der Praxis: Geht es um die Rettung von Ungläubigen oder eher um eine dienende Lebensgestaltung? Warum es dabei auf das Hinhören und Voneinander-Lernen ankommt. | VON SWANHILD ZACHARIAS

Mission ist eine zentrale Zukunftsaufgabe der Kirche“, sagt Michael Diener, Präses des Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes und Mitglied im Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Der christliche Glaube, Gott, die Kirche – in weiten Teilen Deutschlands spielt das im Alltag der Menschen kaum noch eine Rolle, vor allem bei den jungen Menschen. Das zeigte im vergangenen November zum Beispiel eine Untersuchung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD. Ein Drittel der 19- bis 24-Jährigen gab an, mit dem Glauben an Gott nichts anfangen zu können. Das habe zum Beispiel auch damit zu tun, dass sich viele Menschen von Institutionen abkehrten, sagt Diener. Es gehe dabei nicht so sehr um die Frage, ob die Menschen völlig unreligiös seien oder nicht. „Sondern es geht darum, ob sie ihre individuellen Transzendenz-Vorstellungen immer noch mit Kirche verbinden.“

Er verweist auf die letzte EKD-Mitgliedsstudie. Sie habe gezeigt, dass die Glaubens- oder Traditionsvermittlung selbst bei Menschen, die zur Landeskirche gehören, nicht mehr funktioniert. „Eine Großmutter geht vielleicht noch regelmäßig in den Gottesdienst, aber die Kinder machen das nur noch an Festtagen und die Enkel gehen überhaupt nicht mehr.“ In weiten Regionen Deutschlands „haben die Menschen vergessen, dass sie Gott vergessen haben“. Das Thema Mission spielt für Diener deshalb gerade in der

heutigen Zeit eine äußerst bedeutende Rolle. Eine Zukunft der christlichen Kirchen und Gemeinden ohne sie sei nicht denkbar. Zusammen mit dem Geschäftsführer der SCM-Verlagsgruppe, Ulrich Eggers, hat Diener deshalb vor Kurzem das Buch „Mission Zukunft. Zeigen, was wir lieben: Impulse für eine Kirche mit Vision“ herausgegeben. Theologen aus der Evangelischen und Katholischen Kirche und aus Freikirchen kommen darin zu Wort und berichten, was Mission für sie bedeutet, teilen ihre Erfahrungen und versuchen eine Analyse der derzeitigen Lage der Mission. Der Leser merkt: Die Autoren gehen von sehr unterschiedlichen Vorstellungen von Mission aus. Im letzten Kapitel „An der Basis – wie vielfältig Mission heute lebt“ berichten Pfarrer, Pastoren und Gemeindeleiter von ihren Alltagserfahrungen.

Einklinken in die Mission Gottes

Das Problem vieler Veröffentlichungen zum Thema sei laut Diener, dass sie aufgrund ihrer Ausrichtung und ihrer Autoren über einen bestimmten Adressatenkreis nicht hinauskommen. Mit „Mission Zukunft“ möchten die Autoren über die üblichen Echoräume hinaus Austausch anregen, zum Weiterdenken und zum Überdenken des eigenen Verständnisses einladen. „Lasst uns aufeinander hören und voneinander lernen“, sagt Diener. Einigkeit gebe es grundsätzlich über die

Grenzen der einzelnen Denominationen hinweg. „Der Ansatz der ‚Missio Dei‘ ist in der kirchlichen, landeskirchlichen, evangelikalen Welt unumstritten. Wir haben miteinander gelernt: Nicht die Kirche hat eine Mission. Es ist Gottes Mission. Gott ist unterwegs zu den Menschen“, sagt Diener. Es sei eine große Entlastung zu wissen: „Da, wo ich hinkomme, ist Gott immer schon da. Nicht ich bringe Gott zu den Menschen, sondern Gott hat ein tiefes Interesse daran, mit den Menschen zusammenzusein.“ Die „Missio Dei“ sei ein „Sich-Einklinken“ in die Mission Gottes hin zu den Menschen.

Der Begriff „Missio Dei“ – Mission Gottes – entstand in Folge der Weltmissionskonferenz 1952 in Willingen und wurde vom Missionswissenschaftler Georg Friedrich Vicedom verbreitet. Missio Dei sah nicht mehr, wie bisher, die Kirchen als Subjekt der Mission an, sondern Gott. Im Johannes-Evangelium wird Jesus zitiert: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Mission war damit nicht mehr eine Veranstaltung der Kirche, sondern unterstellte sich der Mission Gottes, seiner Zuwendung zur Welt. „Für mein eigenes Leben war das eine der herausragendsten, entlastendsten und motivierendsten Erkenntnisse“, sagt Diener. Er bezeichnet es als „hohes Gut“, dass man sich auf diese Definition geeinigt habe. „Mission darf nicht manipulieren, in der Ethik nicht zwingen und nicht unlauter sein.“ Auf dieser theologischen Grundlage könne man die Unterschiede in der Praxis „aushalten und hoffentlich befruchtend aufeinander beziehen“.

Hinhören und voneinander lernen

Unterschiede beim Verständnis des Missionsauftrages stellt Diener zum Beispiel zwischen evangelikalen Gemeinden und einigen Landeskirchen fest. Bei Evangelikalen sei der Antrieb zur Mission oft die Rettung von Ungläubigen: „Mission geschieht im Horizont des Gerichts.“ Das habe ein tiefes biblisches und christliches Fundament. Manche Säkulare reagierten darauf zunächst mit Unverständnis. Viele landeskirchlich geprägte Theologen, wie übrigens auch eine „Seitenspur des Pietismus“, verfolgten dagegen eine Vorstellung von Allversöhnung – dass am Ende also alles für alle gut werde. „Das Werk, das Gott in Jesus getan hat, hat eine sol-

che Macht, dass es alle einbezieht“, erklärt Diener die Vorstellung. Das verändere natürlich den Ansatz zur Mission. Dabei gehe es dann nicht um die Rettung aus Verlorenheit, sondern um ein „Hineinwachsen in die Grundbestimmung des Lebens, wie Gott Leben gemeint hat“. Er selbst lehre die Allversöhnung nicht und würde sich auch nicht als Allversöhner bezeichnen, sagt Diener. Aber „ich erhoffe sie von ganzem Herzen“. In „Mission Zukunft“ positioniere er sich bewusst nicht, sondern nehme eine Moderatorenrolle ein. „Sonst wäre das Projekt nicht zu bewältigen gewesen.“ Dies zeigt, wie schwierig es ist, unterschiedliche Missionsverständnisse zusammenzubringen, bei aller Einigkeit über das Ob.

Menschen mit der Botschaft Jesu zu erreichen, funktioniere nur, wenn die missionierende Kirche dialog- und kritikfähig bleibe, erklärt Diener weiter. Er plädiert dafür, hinzuhören, wie andere Mission verstehen, und dann zu überlegen, was man davon lernen könne. „Mission“ ist dabei nicht gleich bedeutend mit dem Begriff „Evangelisation“. Beide bedingen zwar einander, Evangelisation wird jedoch oft als ein Teil des Oberbegriffs „Mission“ definiert. So schreibt zum Beispiel der Evangelist Ulrich Parzany in seinem Buch „Was nun, Kirche?“, das 2017 erschien: „Zur umfassenden Sendung (Mission) gehören die Beziehung zum sendenden Herrn im Gebet, die Wahrnehmung des Auftrags in der Gemeinschaft des Leibes von Jesus Christus, die Taten der Liebe, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, die ausdrückliche Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus auch an die Menschen, die ihm noch nicht nachfolgen. Die zuletzt genannte Teilaufgabe nennen wir Evangelisation. Die Beschreibung der gesamten Sendung bezeichne ich mit ‚Mission‘.“

Persönliche Begegnungen

Das Hinhören gelte auch für Begegnungen mit denjenigen, die mit dem Evangelium erreicht werden sollen. Was nicht funktioniere, sei ein „Reden von oben herab“. Diener veranschaulicht: „Ich bin der Wissende und ich sage dir jetzt mal, wie das wirklich ist.“ Mission müsse immer den einzelnen Menschen mit seiner individuellen Biografie und seinen bisherigen religiösen Erfahrungen ernst nehmen.

Diener glaubt: Eine „Verkündigung von vorne“ kommt bei vielen Menschen nicht mehr an, denn „es gibt heute so viele Angebote, wie man einen Abend oder einen Tag gestalten kann, dass es nicht genügt, zu erwarten, dass die Leute zu den missionarischen Angeboten kommen“. Kirche muss deshalb im Lebensumfeld der Menschen aktiv werden, findet er. Es gehe darum, „Andockpunkte“ für die Botschaft im Alltag zu finden. Generell komme man weg von Sonderveranstaltungen für Gäste in den Gemeinden. „Die Menschen lassen sich nicht von einem Vorführprogramm an einem Sonntag gewinnen, sondern vielmehr vom Alltagsleben einer Gemeinde.“ Sein Wunsch: „Jeder Gottesdienst soll so gestaltet werden, dass man gerne Menschen mitbringt. Und da müssen dann auch keine Einsteigerthemen verkündigt werden.“ Ein Missverständnis sei es zum Beispiel, die Evangelisationsbewegung ProChrist als Sonderveranstaltung zu bezeichnen. Zweck von ProChrist sei es neben den zentralen Veranstaltungen, Menschen persönlich im Alltag zu begleiten. „Wo das gelingt, sind Menschen auch für ‚Sonderformate‘ offen, lassen sich einladen, gehen mit.“ Dann ergänze sich beides. Eine Einladung per Schaukasten oder Flyer funktioniere immer seltener. Diener sagt: „Es wird nicht gehen ohne persönliche Ansprache und persönliche Beziehungen.“ Dann komme man irgendwann über Fragen wie „Warum lebst du so, wie du lebst?“ oder „Warum glaubst du das?“ ins Gespräch. Wenn die Neugierde der Menschen geweckt werde, sei die Bereitschaft da, sich mit dem Evangelium zu beschäftigen. „Mission Zukunft“ bedeute auch, mit der Zeit zu gehen. Dass die individuelle und persönliche Ansprache eine große Rolle spielt, schreibt auch Parzany: „Die Menschen sind sehr verschieden. Also brauchen wir sehr viele verschiedene Wege, um ihre Herzen zu erreichen, auch wenn Jesus der eine und einzige Weg zu Gott ist.“ Das Evangelium müsse sowohl öffentlich bekannt, als auch den Menschen persönlich mitgeteilt werden. Heute spielen Medien wie Soziale Netzwerke zum Beispiel eine wichtige Rolle. Die moderne Medienwelt müsse eine „herausragende Rolle“ beim Thema Mission spielen, sagt Diener. Auch Videoportale wie YouTube, christliche Blogs, interaktive Glaubenskurse und Computerspiele böten ein großes Potenzial. „Wir müssen



● 772 – 804

Durch die **Sachsenkriege** bringt Kaiser Karl der Große die Sachsen, die in dem Gebiet zwischen Nordsee und Harz, Rhein und Elbe siedelten, teilweise gewaltsam zum Christentum.

● 968

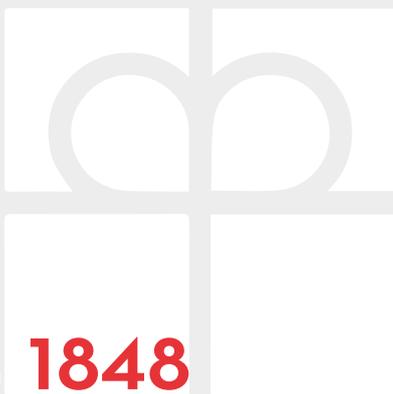
Kaiser Otto I. setzt die Errichtung des Erzbistums Magdeburg durch und baut es zu einem bedeutenden Missionsstützpunkt für die Christianisierung slawischer Gebiete aus. Wie Karl der Große sieht er die **Heidenmission** als Pflicht eines christlichen Kaisers an.

● ca. 1090 – 1290

Im Zeitalter der **Kreuzzüge** wird das Christentum oft mit dem Schwert erzwungen.

● 1534

Gründung des **Jesuitenordens**. Die Jesuiten arbeiten in China, Japan, Indien, Amerika und gehören zu den erfolgreichsten Missionaren der Christentumsgeschichte.



● 1848

Durch das soziale Engagement des Hamburger Pfarrers Johann Hinrich Wichern entsteht ab 1848 die **Innere Mission** der Evangelischen Kirche. Sie leistet kirchliche Sozialarbeit und trägt zu einer modernen Form der Evangelisation bei, die auf den dem christlichen Glauben entfremdeten Großstadtmenschen ausgerichtet ist. Wichern gilt daher als der „Vater der Diakonie“. Die Innere Mission geht 1975 im Diakonischen Werk auf.

Als erste deutsche Stadtmission gründen 60 Hamburger Bürger auf Anregung von Johann Hinrich Wichern hin am 10. November 1848 die **Hamburger Stadtmission**. Sie ist ein Vorläufer der kirchlichen Diakonie.

und wir können dieses ganze Feld bespielen, wenn wir Menschen heute erreichen wollen.“

Diener gibt zu, dass er zuweilen ratlos vor der Entwicklung einer Moderne stehe, in der Glauben nicht mehr selbstverständlich sei und „es nicht mehr wehtut, wenn man nicht zur Kirche geht“. Es gebe aber konkrete, hoffnungsvolle Ansätze. In der Landeskirche zum Beispiel die neue Evangelische Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung (midi), die die missionarische Arbeit von EKD und Dia-

konie besser bündeln soll. Auch der EKD-YouTube-Kanal „Jana glaubt“, bei dem die Studentin und Poetry-Slammerin Jana Highholder von ihrem Glauben erzählt, könne junge Menschen erreichen. Im eher evangelikalischen Bereich nennt Diener die Evangelisationsbewegungen Jesus House und ProChrist, aber auch die Arbeit von ERF Medien, die mit immer neuen, auch digitalen Ansätzen, viele Menschen erreichten. Die Hauptsache sei, „dass wir nicht nur darüber reden, sondern, dass wir es tun“, sagt Diener. Ansteckend und mit Begeisterung. ■

Bis an die Enden der Erde

Das Christentum war von Beginn an eine missionarische Religion – doch das „Wie“ und das „Warum“ der Verkündigung haben sich im Lauf der Jahrhunderte immer wieder gewandelt. Was bedeutet das für die Kirchen der Gegenwart? | **VON MARTIN JOCKEL**

Gehet hin, lehret alle Völker und machet sie zu meinen Jüngern“ – so weist Jesus seine Nachfolger am Ende aller Evangelien an. Der sogenannte „Missionsbefehl“ gilt – zusammen mit der Ausgießung des Geistes an Pfingsten – als Beginn der christlichen Mission. Die Apostelgeschichte ist auch Missionsgeschichte. Die Missionsreisen des Paulus bilden einen ihrer thematischen Schwerpunkte. Aus ihr lassen sich Erkenntnisse gewinnen, wie die Urgemeinden ihren göttlichen Auftrag, das Evangelium zu verbreiten, wahrgenommen haben. Was macht man heute anders, was noch genauso wie damals?

Zu Beginn nehmen die Christen die Anweisung Jesu noch sehr wörtlich, auf insgesamt drei Missionsreisen – vor allem durch Kleinasien und Griechenland, später nach Rom – gründet Paulus Gemeinden. Der Apostel markiert einen frühen Einschnitt in die Missionsgeschichte:

Erstmals öffnet er das aus dem Judentum kommende Christentum auch den „Heiden“; war Jesus noch ausschließlich in Israel unterwegs, wird die Mission mit Paulus zur weltweiten Angelegenheit.

Antikes „Networking“

Paulus predigt, diskutiert vor Ort mit Menschen und betreibt eine antike Form des „Networking“: Mit vielen seiner Gemeinden bleibt er in Briefkontakt. Mehrmals gerät er in Gefangenschaft. Zu Beginn des Christentums ist Mission eine gefährliche Sache. Christen werden im römischen Reich verfolgt – hauptsächlich, weil ihr Monotheismus eine Absage an den Kaiserkult bedeutet. Bei der brutalen Unterdrückung unter Kaiser Nero stirbt wahrscheinlich auch Paulus um 64 nach Christus in Rom. Das Gemeindeleben läuft im Geheimen ab. Die Weitergabe des Evangeliums geschieht vor allem

über Mundpropaganda und persönliche Beziehungen.

Entscheidend bessert sich die Situation der Christen erst mit der Mailänder Vereinbarung im Jahr 313 unter Kaiser Konstantin. Sie sieht die Legalisierung des inzwischen rapide gewachsenen Christentums vor. Kaiser Konstantin selbst suchte die Nähe zu den Christen. Der Legende nach hat ihm eine Kreuzesvision seinen Sieg in der Schlacht bei der Milvischen Brücke eingebracht, in der er den Thron gewann. 380 wird das Christentum unter Kaiser Theodosius schließlich zur Staatsreligion Roms. Der Schritt in die Öffentlichkeit ist vollständig vollzogen. Damit ändern sich auch die Methoden der Mission. Die Kirche ist etabliert, hat feste Strukturen, setzt immer öfter auf das „Kommet her“ denn auf das „Gehet hin“. Im Römischen Reich und seinen mittelalterlichen Nachfolgern ist Christsein nun quasi selbstverständlich. Manche beklagen diesen Zustand, weil sie eine Verwässerung und staatliche Vereinnahmung des Glaubens befürchten. Den Missionaren machen die neuen Umstände ihren Job jedoch zunächst leichter – zumindest innerhalb des Reiches.

Es dauert jedoch nicht lange, bis eifrige Missionare auch die Landstriche außerhalb der nun christianisierten Welt bekehren wollen. Ab dem frühen Mittelalter bedeutet der Auftrag „Gehet hin“ auch ein wirkliches Gehen in die Fremde. Selbst die Mission des Paulus hatte sich im hellenistischen Raum abgespielt – also dort, wo Griechisch Verkehrssprache war. Um das Jahr 500 müssen Missionare erstmals im großen Stil Sprachen lernen, sich auf fremde Kulturen einlassen und sich unter Gefahr für Leib und Leben unter die „Heiden“ begeben. Diese frühmittelalterlichen Missionsbemühungen gehen in Europa vor allem von den – früh christianisierten – britischen Inseln aus. Englische und irische Mönche bereisen das europäische Festland und verkünden Franken, Sachsen und Germanen das Evangelium. Oft gründen die Missionare Klöster in den Gegenden, die sie bereisen.

„Allianz von Thron und Altar“

Für das, was einmal Deutschland werden sollte, spielt der Engländer Wynfreth, besser bekannt als Bonifatius, die entscheidende Rolle. Aufgrund seiner

Tätigkeit in Germanien wird er auch als „Apostel der Deutschen“ bezeichnet. Er zieht als Wanderprediger und Wundertäter umher. Im Vergleich zu Paulus haben Missionare wie Bonifatius jedoch bereits eine größere Entourage aus Handwerkern und Kriegern. Diese Missionare sind nun eher Leiter von Expeditionstruppen, sie gehen strukturierter vor, gründen Klöster und erschließen das bekehrte Land auch politisch für ihre Herren, von denen sie oft direkt gefördert werden – im Falle des Bonifatius ist das der fränkische Hausmeier Karl Martell.

Mission und Politik gelangen so über die Jahrhunderte in immer engere Nähe zueinander. Einen Höhepunkt nimmt diese Entwicklung bei Karl dem Großen, der sich im Jahr 800 von Papst Leo III. in Rom zum ersten Kaiser seit den alten Römern krönen lässt. Aus der Perspektive Karls und seiner Anhänger war es der Wille Gottes, dass ein neues römisches Imperium entstünde, um die Endzeit einzuläuten. Dementsprechend sah er sein Kaisertum als von Gott sanktioniert. Sein Frankenreich war ein Vorläufer des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, sodass der Gedanke der göttlich eingesetzten Staatsmacht rund 1.000 Jahre lang auch die Kirchen bestimmte. Das „Bündnis von Thron und Altar“ existierte mit zahlreichen Brüchen und Konflikten bis in die Zeit Napoleons hinein.

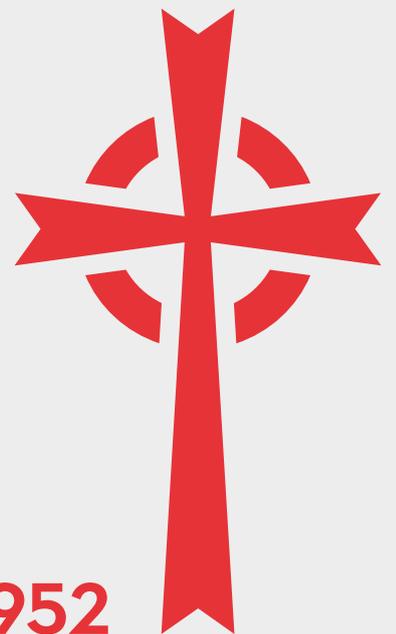
Reformation bricht alte Strukturen auf

Wenn man die Missionsgeschichte als eine Wellenbewegung versteht, dann erreicht sie ihren Tiefpunkt da, wo Staat und Kirche am engsten beieinander stehen. Da die Staatsmacht nun christlich legitimiert war, waren Mission und Eroberung oft Synonyme. So ist Karl der Große selbst für seine blutige Zwangschristianisierung der Sachsen berüchtigt. Auch das Zeitalter der Kreuzzüge (etwa 1090–1290) wurde in diesem Zusammenhang gesehen. Im „Zeitalter der Entdeckung“, etwa vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, übernehmen vor allem Briten, Franzosen und Spanier die Missionierung neu entdeckter Weltteile. Oft kommt es dabei zu Gewaltexzessen. Die Allianz von Thron und Altar führt zu einem europäischen Überlegenheitsgefühl – die nach eigenem Selbstverständnis „einzig wahren Christen“ sahen immer weniger über-



1910

In Edinburgh findet die erste **Weltmissionskonferenz** statt. Sie gilt als Ausgangspunkt der modernen ökumenischen Bewegung und wird seitdem regelmäßig durchgeführt.



1952

Während der Weltmissionskonferenz 1952 in Willingen wird der Begriff „**Missio Dei**“ (Gottes Mission) entwickelt. Man einigt sich über die Konfessionen hinweg darauf, Mission fortan als von Gott ausgehend zu sehen, anstatt wie bisher von der Kirche ausgehend.



● 1965

In Folge des Zweiten Vatikanischen Konzils veröffentlicht Papst Paul VI. am 7. Dezember 1965 das Dekret „**Ad Gentes**“. Es stellt fest, dass die Kirche ihrem Wesen nach missionarisch und dass Mission die Erfüllung des Planes Gottes für die Welt ist.

● 1969

findet die erste Tagung verschiedener evangelikaler Missionswerke in Verbindung mit der Deutschen Evangelischen Allianz statt. Daraus entsteht die **Arbeitsgemeinschaft evangelikaler Missionen (AEM) e.V.**, der größte evangelische Missionsdachverband in Deutschland mit derzeit 106 Mitgliedern. In diesem Jahr feiert die AEM 50-jähriges Jubiläum.



haupt die Möglichkeit, dass auch andere Völker für das Evangelium empfänglich sein könnten. Um diese Haltung zu ändern, brauchte es zunächst ein Aufrütteln der alten Vorstellungen darüber, was denn ein „wahrer Christ“ sei. Es kam in Form eines monumentalen Ereignisses: Der Reformation.

Mission innerchristlich?

Die Aufbruchsbewegung um Luther, Zwingli, Calvin und viele andere war jedoch zunächst auf ihre eigenen Länder gerichtet. Die Reformatoren waren viel zu sehr damit beschäftigt, die Kirche Europas umzukrempeln, um sich auf nicht-christliche Völker auszurichten – für die ihnen auch größtenteils die Perspektive und das Verständnis fehlte. Dennoch hat die Reformation die Mission neu belebt. Durch Luthers Grundsatz des Priestertums aller Gläubigen fand die persönliche Entscheidung des Einzelnen zurück in den Mittelpunkt; Bewegungen wie der Pietismus bauten später darauf auf.

Mit dem Protestantismus insgesamt war theologisch wie historisch eine neue Missionsmacht entstanden. Die Kirche – auch die katholische – war wieder angehalten, zu den Menschen zu gehen. Katholischerseits zeigt sich das unter anderem beim 1534 gegründeten Jesuitenorden, dem auch der aktuelle Papst Franziskus angehört. Die Jesuiten waren zu ihrer Gründungszeit die bittersten Gegner der Reformation, gehören aber nach wie vor auch zu den erfolgreichsten wie menschlichsten Missionaren der Christentumsgeschichte. Über Bildung und humanitäre Arbeit führten sie auf jedem außereuropäischen Kontinent zahllose Menschen zum katholischen Glauben. Bevor die Protestanten dem etwas entgegensetzen hatten, mussten sie sich erst selbst in Europa fester verankern. In der Reformation heißt Mission zum ersten Mal in der Geschichte auch Mission unter Christen, Bekehrung zum – je nach Perspektive – „wahren“ Glauben. Damit kommt eine Frage auf, die die christliche Mission bis heute sowohl antreibt als auch hemmt: Wessen Mission hat zu gelten? Wer führt zum „wahren“ Glauben?

Weltmission im Empire

Die Reformation hat die Welle der Mission langsam aber sicher wieder nach oben

ausschlagen lassen – denn sie bereitete auch die Trennung von Thron und Altar, von weltlicher und geistlicher Herrschaft mit vor. Im Zeitalter der Aufklärung (17. und 18. Jahrhundert) wurde dieser Prozess rasant beschleunigt.

So waren es von nun an, vor allem im 19. Jahrhundert, maßgeblich die Protestanten, die die Weltmission vorantrieben. Unter den protestantischen Nationen unternahmen vor allem die Briten im riesigen Gebiet ihres „Empires“ missionarische Anstrengungen vor – die freilich auch als Teil kolonialer Machtpolitik begriffen wurden. Dennoch, durch den protestantischen Pluralismus entstand unter Missionaren eine Art gesunde Konkurrenzsituation. Dass es kein Monopol auf das Evangelium mehr gab, führte paradoxerweise dazu, dass es aufrichtiger gepredigt wurde. Praktische Folge war in vielen europäischen Ländern die Gründung von Missionsgesellschaften, die Missionare in alle Welt entsandten. Im 19. Jahrhundert war Mission zum ersten Mal in der Geschichte nicht nur Sache der institutionellen Kirchen.

Mission im Inneren

Im christianisierten Europa lag der Fokus der Gesellschaften vor allem auf „Remissionierung“ und sozialer Arbeit. Früh im 19. Jahrhundert wurde etwa in Deutschland die „Innere Mission“ gegründet, aus der heraus später die evangelische Diakonie entstand. Im Sinne einer Weitergabe der Gottesliebe durch Nächstenliebe verstehen sich auch evangelische und katholische Hilfsorganisationen missionarisch.

Im Laufe der Zeit wurde auch die Theologie rund um die Mission immer ausdifferenzierter, es kam zu Streitigkeiten um das rechte Missionsverständnis. War der christliche Glaube vor allem zu predigen oder vorzuleben? Wie „offensiv“ durfte Mission sein? Damit verbunden war die Frage von Ökumene und Kircheneinheit überhaupt, die im 20. Jahrhundert in den Vordergrund trat.

Ein wichtiger Schritt auf diesem Weg war die Missionskonferenz in Edinburgh 1910, die heute als Beginn der ökumenischen Bewegung gilt, obwohl zunächst nur Vertreter protestantischer Kirchen geladen waren. Thema der Konferenz waren Strategien zur Evangelisation der ganzen Welt. Seit der Weltmissionskon-

ferenz im hessischen Willingen 1952 gilt die „Missio Dei“ als Grundlage der meisten Missionstheologien. Demnach ist Mission keine Sache der einzelnen Kirchen, sondern wird als Handeln Gottes in der Welt verstanden, für das er sich der Kirchen als Werkzeuge bedient. Damit war ein wichtiger Grundstein für eine Zusammenarbeit der Kirchen in der Mission gelegt.

In der Gegenwart ist diese Zusammenarbeit gefragter als je zuvor. Missiona-

risch orientierte Christen können schon lange nicht mehr auf staatliche Hilfe zählen – das ist die Kehrseite des Aufbrechens der alten Allianzen. Gleichzeitig bietet das digitale Zeitalter riesige Chancen, aber auch Herausforderungen. Internet und Kommunikation ohne Zeitverlust bieten ungeahnte Möglichkeiten für die Glaubensweitergabe. Vernetzung und Digitalisierung werden, wie auch in anderen Lebensbereichen, entscheidend für gelingende Mission. ■

Mission heute

Die „Arbeitsgemeinschaft evangelikaler Missionen“ (AEM) ist Dachverband von mehr als 100 deutschsprachigen Missionswerken mit rund 5.000 Missionaren weltweit. Die AEM ist um die Ökumene bemüht. „Als Glaubensbasis dient uns die Erklärung der Evangelischen Allianz – als Verband geben wir keine grundsätzliche Ausrichtung vor“, sagt AEM-Geschäftsführer Wolfgang Büsing. Gleichzeitig ist man sich der komplizierten theologischen Lage bewusst. Auch die AEM hat an theologischen Differenzen zu knabbern – sie sind sogar Teil ihrer Geschichte. „Die AEM wurde als Reaktion auf ökumenische Missionstrends gegründet“, erklärt Büsing. „Nach der Weltmissionskonferenz 1968 in Uppsala konnten evangelikale Missionswerke ein Missionsverständnis nicht mehr mittragen, das Sünde als Knebelung von politischen und wirtschaftlichen Strukturen sah. Eine Theologie der innerweltlichen Gerechtigkeit war ihr zu wenig.“ Eine solche Theologie wird von liberaleren Konfessionen oft vertreten, die Mission in der Konsequenz vor allem als diakonische Arbeit verstehen.

Die Schwerpunkte der AEM liegen heute anderswo. „Mission selbst hat sich schon allein durch ihren Erfolg verändert. In vielen Ländern gibt es inzwischen wachsende einheimische Kirchen. Die Kirche des globalen Südens wächst stärker als die westlichen Kirchen. Südamerikanische Missionswerke entsenden selbst seit vielen Jahren immer mehr Missionare. Unsere Missionare sind heute in einheimische Gemeindeverbände und Kirchen entsandt, um dort spezielle Aufgaben zu übernehmen.“ Nicht zuletzt aufgrund der Flüchtlingsbewegungen arbeiten Missionare in Deutschland auch immer stärker kulturübergreifend.

Möglich machen das auch die neuen Medien. „Das digitale Zeitalter hat zuerst einmal neue Möglichkeiten zur direkten Kommunikation geschaffen. Wo früher Briefe wochenlang unterwegs waren, wenn sie überhaupt angekommen sind, kommuniziert man heute mobil und direkt. Regelmäßige Videokonferenzen mit den Missionswerken, aber auch mit der Familie und den entsendenden Gemeinden ermöglichen ein engeres Teilhaben“, fasst Büsing zusammen. „Radioarbeit, Soziale Medien und Satellitenfernsehen haben die Grenzen verschoben, von wo aus man Missionsarbeit betreibt. Ein gutes Beispiel ist hier das arabische christliche Satellitenprogramm SAT 7, das zum Beispiel auf Zypern und in London produziert wird und in der ganzen arabischen Welt zu sehen ist.“ Auch schwer zugängliche Missionsfelder können also medial bearbeitet werden.

Die Methoden und Schwerpunkte haben sich geändert, nicht aber der Bedarf. „Ganzheitliche Mission ist aus unserer Sicht immer noch dringend notwendig, da Menschen immer noch das Evangelium und ganz praktische Hilfe benötigen“, sagt Büsing. In Zeiten aufbrechender Gemeindestrukturen und kirchlicher Umbrüche wird die Mission – in neuen Formen und in ökumenischer Zusammenarbeit – für die Zukunft der Kirchen entscheidend sein.

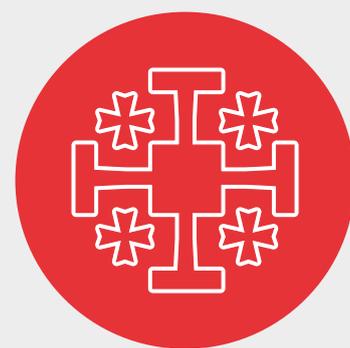


● 2011

veröffentlichen der Päpstliche Rat für den Interreligiösen Dialog (PCID), die Weltweite Evangelische Allianz (WEA) und der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) gemeinsam das Grundsatzpapier **„Mission Respekt**. Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt“. Es beschäftigt sich mit der Frage, wie Religion in einem pluralistischen Umfeld möglich ist.

● 2015

veröffentlicht die EKD den Text **„Kirche sein in einer globalisierten Welt“**. Er soll einen Orientierungsrahmen für kirchliches Handeln in Mission und Entwicklung geben.



● 2018

Auf der MEHR-Konferenz 2018 in Augsburg stellt eine Initiative von katholischen Christen um den Theologen Johannes Hartl **„Mission Manifest“** vor. Es enthält zehn Thesen zur Neuevangelisierung der Kirche und fordert einen missionarischen Aufbruch in der Katholischen Kirche.

Nightbirds Halle

Eine „Non-Profit-Evangelisation“



Daniel Bierbaum, der Gründer der „Nightbirds“. Gegen Kälte und Dehydratation: Kaffee, Tee und Wasser

Alkoholisierte Männer geraten auf dem Marktplatz aneinander. Der nachts immer patrouillierende städtische Sicherheitsdienst ist schnell zur Stelle, kann die Situation aber nicht wirklich entschärfen. Wenig später greifen Beamte der Polizei ein und treiben die streitenden Parteien auseinander. So weit nicht ungewöhnlich für eine Großstadt, noch dazu an einem Wochenende. Der mittlerweile geschlossene Weihnachtsmarkt passt ins eher trostlose Bild. Auf der Straße, die den Marktplatz und damit den Weihnachtsmarkt teilt, kommen vereinzelt Passanten vorbei. Regen setzt ein und die Szenerie wird deprimierend. Wäre da nicht lautes Gelächter zu

Wenn es draußen dunkel ist, ziehen sie los. Ausgerüstet mit Kaffee, Wasser und viel Freude. Sie wollen der Stadt und den Menschen in Halle dienen. Für ihre Arbeit hat das Land Sachsen-Anhalt die „Nightbirds“ mit dem Landespräventionspreis ausgezeichnet. pro hat die jungen Frauen und Männer im Januar eine Nacht lang begleitet. | VON MARTIN SCHLORKE



Ein Ort des Friedens: Der Wagen der „Nightbirds“ auf dem Marktplatz

hören, nur einen Steinwurf vom Polizeieinsatz entfernt, auf der anderen Straßenseite. Unter dem Bahnwarteäuschen hat sich, geschützt vor dem Regen, eine Menschentraube um einen großen Wagen versammelt. Dort verteilen junge Leute, die „Nightbirds“, kostenlos heißen Kaffee, Tee, Wasser und saure Glühwürmchen.

Nächtlicher Gottesdienst im Herzen der Stadt

Die „Nightbirds“ haben sich im Juli 2016 privat gegründet. Ihr Ziel ist es, die Atmosphäre in Halle zu prägen und den Menschen etwas Gutes zu tun. „Viele Leute leben einfach aneinander vorbei“, sagt Daniel Bierbaum, der Gründer der „Nightbirds“. Die Idee hinter dem Projekt hätte daher auch ohne christliche Inhalte einen hohen Mehrwert, mit Jesus jedoch umso mehr. Es sei aber nicht das Ziel, „die Bibel zu nehmen und den Leuten vor den Schädel zu kloppen“, beschreibt Maik Wegener die Idee. Nächstenliebe ohne Bedingung und Gegenleistung ist die Devise. Kommt das Gespräch auf den Glauben, erzählen die „Nightbirds“ gern von Jesus. Aber sie zwingen niemandem etwas auf. Tobi Hammelmann spricht von einer „Non-Profit-Evangelisation“. „Wir feiern Jesus und deshalb jeden einzelnen Menschen, dem wir begegnen“, sagen die Nightbirds, für die ihre Einsätze ein Dienst für Gott sind. Ein Gottesdienst eben. Nachts und mitten auf dem Halleschen Marktplatz.

Um 21 Uhr hatten Bierbaum, Wegener, Julia Kolbe und Udo Graue ihren Einsatz vorbereitet: Wasserflaschen einladen, Becher mit dem Logo der Nightbirds bekleben, Kaffee und Tee kochen. Es ist ein gemütliches Beisammensein unter

Freunden. Es wird viel gelacht, ein bisschen geraucht und ein erster Kaffee gegen die drohende Müdigkeit und die Kälte getrunken. Bei den letzten Handgriffen schließen die Freunde eine Wette ab: Wie oft wird Graue heute Nacht auf seine Ähnlichkeit mit Ed Sheeran angesprochen? Bevor die Truppe aufbricht, nehmen sie sich noch ein paar Minuten für eine Gebetsgemeinschaft. Es ist ihnen wichtig, die kommenden Stunden, das Ungewisse und alle Begegnungen bewusst in Gottes Hände zu legen.

Wenn Kaffee entwaffnet

Von dem Gemeindegelände der halleischen Evangeliumsgemeinde aus ist es nicht mal ein Kilometer bis zum Marktplatz. Doch mit 180 Wasserflaschen befüllt, ist das Wagenschieben extrem anstrengend. Umso besser, dass sich auf halbem Weg zum Roten Turm auf dem Marktplatz noch Helge Eisenberg und Lukas Gotter, der Pastor der Evangeliumsgemeinde, anschließen. Nach exakt 27 Sekunden ist bereits der Erste mit einer Wasserflasche versorgt. Einen Moment später ist der erste Kaffee ausgeteilt. Langsam breitet sich ein wohlthuender Kaffeeduft aus und das Treiben um den Wagen wird größer.

Während zwei „Nightbirds“ den Wagen bedienen, verteilen sich die andern auf dem Marktplatz, um den Passanten Getränke anzubieten. Immer zu zweit, man weiß ja nie, wem man nachts begegnet. Es gab auch schonmal brenzlige Situationen. Umso positiver ist da eine Begegnung aus einer anderen Nacht: Ein kräftiger Mann überquerte, laut über Ausländer fluchend, den Marktplatz. Sie hätten ihm Geld und Handy geklaut. Voller Frust traf er auf die „Nightbirds“. Diese boten ihm einen Kaffee an. Von der Geste völlig überrumpelt, verflog die Aggressivität. Der Mann half anschließend sogar beim Verteilen der Getränke und schloss sich dem gemeinsamen Gebet an. Wegen Begegnungen wie dieser hat das Land Sachsen-Anhalt die „Nightbirds“ mit dem Landespräventionspreis ausgezeichnet.

Zurück zur Januar-Nacht: An den Taxiplätzen fragt ein älterer Fahrer, ob es zum Kaffee auch Zucker gebe: „Ohne bekomme ich immer Kopfschmerzen.“ Während der eine verneint, kramt die andere in ihrer Jackentasche und findet tatsächlich eine Packung Zucker. „Wa-

rum ich ausgerechnet heute welchen dabei habe, weiß ich nicht“, meint sie mit einem breiten Grinsen im Gesicht.



Voll beladen: Maik Wegener mit Kaffee und Tee

„Licht am Ende der Nacht“

In dieser Nacht begegnen die „Nightbirds“ einem betrunkenen Obdachlosen, der gemeinsam mit einem Wirtschaftsstudenten ein Weihnachtslied lallt. Sie treffen einen jungen Mann, der seinen Schreibtisch durch die Stadt trägt, und eine Reihe Arabisch sprechende Studenten. Auf Ed Sheeran sprechen Udo Graue in dieser Nacht nur zwei Passanten an. So unterschiedlich die äußeren Umstände und Menschen auch sind, ihre Reaktionen auf das Gratisgetränk sind ähnlich: Kaum einer kann das Getränk einfach annehmen. Viele vermuten, dass eine Gegenleistung von ihnen erwartet wird. Sie seien es nicht gewohnt, dass „es so etwas in unserer Gesellschaft noch gibt“, fasst ein älterer Mann das in Worte.

Gegen 1.15 Uhr wird der Regen so stark, dass die „Nightbirds“ zu ihrer „Base“, der Evangeliumsgemeinde, zurückkehren. Auch wenn sie heute wegen des schlechten Wetters nicht bis zum Sonnenaufgang unterwegs waren, passt ihr Motto „Licht am Ende der Nacht“ dennoch: Ihr Einsatz ist für viele Bürger wie ein unerwartetes Licht. Nicht nur, weil sie Getränke verschenken. Vielmehr scheint es so, als sei die Geste an sich für viele wohlthuend. ■



Die „Nightbirds“ auf dem Weg zum Marktplatz

Moin, Jesus!

Das Gefühl, ein paar Tage im Strandhaus auszuspannen, soll die Modekette Adenauer mit ihrer Kleidung vermitteln. Immer wieder tauchen in der Linie Sweatshirts und Pullover auf, auf denen Botschaften wie „Du bist geliebt“ oder „Sieh, wie schön du gemacht bist“ stehen. Das hat einen guten Grund: Der Schöpfer der Modekette, Andreas Adenauer, Enkel des ersten Bundeskanzlers Konrad Adenauer, ist Christ. | VON JÖRN SCHUMACHER



Moin!“ Der norddeutsche Gruß, der eine Brise Meerfeeling verbreitet, ist unter den Mitarbeitern der Modefirma „Adenauer & Co“ so üblich. Ob in E-Mails oder bei der persönlichen Begegnung in der Firmenzentrale im nasskalten Meerbusch, das „Moin!“ gehört zur DNA des Modehauses wie der Strand und das Meer. Wenn man von der regennassen Hauptstraße unweit von Düsseldorf in das Fachwerkhaus von „Adenauer & Co“ tritt, hat man das Gefühl, ein gemütliches Strandhaus auf Sylt zu betreten. Abgeschliffenes Holz bildet Sitzmöglichkeiten, überall gibt es Fotos vom Meer, Strandgut, Muscheln und Friesennerz am Nagel, an der Decke hängt ein Surfbrett. Dann kommt ein braungebrannter sportlicher Mittfünfziger hinzu, der dem „Moin!“ noch einen kräftigen Händedruck spendiert und den Eindruck erweckt, just vom Surfen zu kommen. Hier ist das Strandgefühl nicht nur ein Konzept auf dem Papier.

„Ich bin eine alte Wasserratte“, sagt der 56-jährige Andreas Adenauer in einem warmherzigen kölschen Singsang. „Ein Windsurfer.“ Seit über 30 Jahren ist er erfolgreich in der Textilbranche tätig. Am Anfang hat er eigene Mode aus einem Golf 1 heraus und dann in einem eigenen Laden in der Eifel verkauft, erzählt er. Daraus wurden mehrere Läden, und so kam er in die Produktentwicklung und das Management größerer Textilfirmen. Sieben Jahre war er Trendscout für große Modemarken wie Zara und H&M, durfte dann für Esprit die Linie EDC (Esprit de corps) für junge Mode ins Leben rufen. Daraus wurde eine Firma mit einer Milliarde Euro Umsatz, für die er die globale Verantwortung trug. Später war Adenauer verantwortlich für die Hauptlinie von Esprits Damenmode mit einem Jahresumsatz von 1,6 Milliarden Euro. Danach war der Modeexperte mit dem berühmten Nachnamen zwei Jahre weltweiter Geschäftsführer bei der Surfmarke O’Neill aus Kalifornien. Bei letzterer lernte er die Surfer-Kultur näher kennen.

„Das Meer hat einen ewigen Wert, so wie die Berge“, sagt Adenauer, und seine Augen können dabei zugleich ernst und begeistert blicken. „Es verändert sich nie und verweist auf den Schöpfer.“ Es war schnell klar, seine Marke solle „am Wasser“ stattfinden. Die Surfer-Kultur, die er bei O’Neill kennenlernte, sei ihm allerdings zu „narzisstisch“. „Überspitzt gesagt, denken Surfer: Ich surfe, aber du bist nicht cool.“ Ideal findet er die Idee vom Strandhaus: „Ein Strandhaus lädt Menschen jedes Alters ein, ein paar schöne Tage Urlaub zu machen“, erklärt der Modefachmann. „Welche Tasche und welche Kleidung hat man dabei? Damit lässt man alles außen vor, was einen irgendwie uniformiert! Du ziehst genau das an, was du selber bist.“ Die Idee für die Modemarke „Adenauer 1876“ war geboren. Der Name bezieht sich auf das Geburtsjahr des berühmten Großvaters Konrad Adenauer. Seit sieben Jahren verkauft die Firma unter dem Namen „Adenauer & Co“ in mittlerweile 30 Filialen ihre Mode unter dem Bild eines Ankers. Sechs davon betreibt Adenauer selbst, der Rest sind Franchise-Nehmer.

Mode für Menschen mit Ecken und Kanten

Dabei geht es um Mode für die entspannte Freizeit, sogenannte „Casual Mode“. Allerdings im Premium-Segment, keine Eintagsfliegen, betont Adenauer, der selbst gerne Latzhosen trägt,



Fotos: pro/lorin Schumacher ; Grafik: Fred Rodriguez, lightstock

Die Läden der Modekette „Adenauer & Co“ sehen innen aus wie kleine Strandhäuser. „Das Meer gehört zur DNA unserer Firma“, sagt der Gründer Andreas Adenauer, Enkel des ersten Bundeskanzlers Konrad Adenauer.

so wie auch jetzt. „Ich mag gute Mode, die man lange anziehen kann. Und ich liebe es, wenn sich Menschen über gute Bekleidung individuell definieren können. Ich mag Menschen mit Ecken und Kanten, und wenn sie genau das über ihre Bekleidung ausdrücken.“ Adenauer, dessen Mutter Schwedin ist, beschäftigte sich intensiv mit der deutschen Küste, mit Nord- und Ostsee. „Wir haben eine Nische gefunden“, sagt der Firmenchef und schiebt gleich hinterher: „Ich bin fest davon überzeugt, dass Gott mir die gezeigt hat, denn so smart bin ich nicht. Es war, als wenn Gott mir die Idee auf dem Silbertablett servierte.“

Adenauer ist kein Mann, der öfter mal über Gott philosophiert. Es ist eher so, dass, wenn man ihn auch nur anstupst, sofort eine leidenschaftliche Liebe zu Jesus aus ihm herauszuquel-

len scheint, die er auf sein ganzes Leben ausgeweitet hat. Die Firma inklusive. Jeden Montag lädt Adenauer seine Mitarbeiter zu einem Gebet ein. „Ich schreibe immer: Für alle. Manchmal auch: Für Sünder.“ Er lächelt kurz, dann fügt er hinzu: „Ob die in dem Moment Jesus so begreifen wie ich, spielt für mich keine Rolle. Manchmal kommen zehn Leute, manchmal sitze ich alleine da.“

Der Ansatz, dass beim christlichen Glauben jeder willkommen ist, ist ihm wichtig. Aus diesem Grund schwärmt er von seiner Hillsong Church in Düsseldorf, die er von deren Gründung an kennt: „Uns geht es darum: Bringt so viele Menschen mit wie möglich! Da ist es egal, wie viel du verdienst und wie du aussiehst.“ Es gehe laut zu, aber herzlich. Die Schwellenangst mal



vorbeizuschauen sei nicht so groß bei Fremden. Und dann sprudelt schon wieder geradezu eine Predigt aus Adenauer heraus: „Mit den Leuten über Gott zu reden, ist eigentlich nicht das Problem. Selbst wenn sie einen Buddha in der Wohnung haben. Viele sagen dann: Ja, ich glaube auch an irgendwas. Dann antworte ich immer: Definiere ‚irgendwas‘. Was meinst du damit? Eine Wolke?“ Sobald man den Namen Jesus ins Spiel bringe, verändere sich das Bild vom Glauben an Gott. „Wenn Gott zu einer Person wird, hat das Konsequenzen“, stellt Adenauer immer wieder fest. „Man muss sich dieser Person gegenüber dann verantworten. Ich glaube, dass viele Menschen vor dieser Konsequenz wegrennen.“ Ihm tue es leid, dass sich Kirche seiner Wahrnehmung nach oft über eine Exklusivität definiere: „Nach dem Motto: Du bist schwul, du gehörst nicht zu mir; du hast gesündigt – und das tun wir alle jeden Tag –, dann gehörst du nicht zu mir.“ Aber Adenauer ist überzeugt: „Damit bist du eigentlich raus aus der Gnade. Jesus war immer inklusive: Ob die Leute die Pest hatten, oder ob die schwul waren oder Prostituierte, Jesus hat immer gesagt: Du gehörst zu mir. Er hat sie erstmal umarmt, und dann haben sie sich verändert!“ Die Botschaft Jesu sei eigentlich „die wichtigste Botschaft der Welt“, aber sie werde oft schlecht vermarktet, findet Adenauer.

„Ein Bundeskanzler pro Familie reicht“

Einmal habe er die Idee gehabt, deutsche Wörter auf eine Linie der Adenauer-Mode zu drucken. „Es sollte etwas Ermutigendes sein“, erinnert sich der Modeprofi. „Am Meer bist du ja grundsätzlich eher glücklich und vielleicht auch etwas besinnlich.“ Und auch wenn es anfangs nicht so cool erschien, deutsche statt englische Wörter zu verwenden, habe Deutsch eigentlich „eine gewisse Tiefe“, sagt Adenauer, „mit der man schön spielen kann“. „Sieh, wie schön du gemacht bist“ steht auf einem Kapuzen-Pullover, „Du bist geliebt“ auf einem anderen, oder „Glaube Liebe Hoffnung“. Aber grundsätzlich habe er etwas dagegen, wenn Modefirmen politisch würden oder religiös. Damit grenze man andere Menschen aus. Er wolle auch keine „christliche Modemarke“ sein.

Sein Großvater Konrad Adenauer, durch und durch rheinisch-katholisch, habe natürlich Einfluss auf seine Familie gehabt. Nur durch den strenggläubigen Katholizismus, etwa über den Kommuniionsunterricht, lernte Enkel Andreas überhaupt den christlichen Glauben kennen, sagt er heute. „Aber dass Jesus Christus für mich am Kreuz gestorben ist, war mir nie in meinem Herzen klar, sondern nur in meinem Kopf.“ Als seine erste Ehe

nach sieben Jahren zerbrach, begann er verstärkt in der Bibel zu lesen, erzählt Adenauer. „Ich war damals mit Mitte 30 beruflich schon sehr weit gekommen. Aber ich begann erstmals, mich mit dem auseinanderzusetzen, was wirklich wichtig ist im Leben: mit der Seele und dem Glauben.“ Viele hochrangige Manager, mit denen er zu tun hat, litten genau an dem Problem: Sie rieben sich bis zur Erschöpfung für ihre Firma und ihre Mitarbeiter auf, hätten aber ein Defizit auf der seelischen Seite. Adenauer ist mittlerweile in zweiter Ehe mit einer dominikanischen Frau verheiratet und hat insgesamt sieben Kinder: zwei aus seiner früheren Ehe, zwei aus einer früheren Ehe seiner jetzigen Frau, gemeinsam haben sie noch einmal drei Jungs.

Auch das „CDU-Gen“ des Großvaters vererbte sich weiter, erzählt er: „Mein Vater war immer in der CDU.“ Und auch sein

„Jesus bekommt die Deutschen am besten übers Herz, über Emotionen.“

Bruder Sven-Georg Adenauer ist CDU-Politiker geworden, mittlerweile ist er Landrat des Kreises Gütersloh. Er selbst sieht sich nicht in der Politik, sagt der Modefachmann. „Ein Bundeskanzler pro Familie reicht.“

Einmal habe er Angela Merkel und ihre Partei kritisiert: „Die ist mir nicht christlich genug“, hatte er vor sechs Jahren gesagt. „Ihr nennt euch christlich, dann redet doch über Jesus!“ Adenauer ist sich sicher: „Sonst bin ich doch kein Christ.“ In den letzten 50 Jahren sei es in Deutschland möglich geworden, Christ zu sein, ohne Jesus zu kennen. „Aber wenn ich sage, ich bin Christ, dann ist Jesus Christus für mich am Kreuz gestorben.“ Niemand sollte über andere Gläubige oder Organisationen richten, mahnt er zugleich. An der Katholischen Kirche hat er zwar seine Kritikpunkte, so komme in seinen Augen etwa das persönliche Bibelstudium dort zu kurz, und auch die finanziellen Verstrickungen seien ihm teilweise suspekt. Aber er ist überzeugt, dass sich in dieser Kirche „Hunderttausende tiefgläubiger Menschen engagieren, die Jesus genau so lieben wie ich“.

Taufe in den USA

Er selbst habe über Freunde, die in eine Pfingstkirche gingen, einen echten, unmittelbaren Glauben kennengelernt. Freikirchliche Gemeinden passten offenbar besser zu seiner emotionalen Art, wie er sagt. „Da habe ich das Evangelium zum ersten Mal mit dem Herzen verstanden.“ Bei einer Baptistengemeinde in den USA ließ er sich erneut taufen. „Ich habe dann auch zum ersten Mal den Heiligen Geist bewusst erfahren“, fügt er hinzu. In den zehn Jahren, in denen er für Esprit auf der ganzen Welt unterwegs war, habe er beim Einchecken im Hotel immer gleich gefragt: „In welche Kirchengemeinden kann man hier gehen?“ Dann tendierte er meistens zu Gospel-Kirchen, erzählt er. „Ich bin eben ein emotionaler Typ.“



Fotos: Adenauer

Von seinem Großvater bekam Andreas Adenauer viel vom christlichen Glauben mit. Später verließ er jedoch die Katholische Kirche und wandte sich Gospel- und Pfingstkirchen zu. „Ich bin ein emotionaler Typ“, sagt der Mode-Experte.



N
W E
S

Dass er jemals auch in die Politik gehen könnte, will er nicht gänzlich ausschließen. Und tatsächlich hat er ein klares Bild davon, was Deutschland für ihn bedeutet. Vielleicht gerade weil er nur halb Deutscher und viel in der Welt herumgekommen ist, überlegt er. „Ich fühle mich als Deutscher, wenn bei der Fußball-Weltmeisterschaft Deutschland spielt“, sagt er grinsend. In seiner Zeit in den Niederlanden und Amerika habe er einen gesunden Patriotismus kennengelernt. Aus seiner Sicht waren die Deutschen viele Jahre zu intolerant anderen Kulturen gegenüber, „auf der anderen Seite haben sie aber ihre eigene Kultur nicht wirklich geliebt und waren nicht richtig stolz drauf oder durften es nicht sein“. Das ergebe dann eine „komische Mischung“, die rechten Parteien Vorschub leisten könne. Beim Deutschsein sei es ein bisschen so wie bei der mittlerweile nicht

mehr so klaren Rolle von Mann und Frau in der Gesellschaft: Ist man als Deutscher stolz, werde man schnell als Nationalist abgestempelt. „Ist man auf der anderen Seite zu tolerant, dann fühlen sich manche geradezu verloren und empören sich: ‚Warum bekommen andere mehr als ich, der ich hier doch arbeite?‘ Da ist ein Ungleichgewicht.“ Vielleicht, überlegt Adenauer, wüsste er sich gerade deswegen mehr klare Werte in der Politik, weil er Christ sei. „In Amerika etwa war ein Mann ein Mann, eine Frau eine Frau, und ein Soldat ein Soldat, ein Präsident ein Präsident, Gott war Gott.“ Diese „Klarheit, was Freiheit ist und was Werte sind“, vermisse er manchmal in der deutschen Gesellschaft.

Und schon wieder ist er schnell mitten in einer Predigt: „Deutschland braucht Jesus so sehr! Und ich glaube, dass die Deutschen ein Problem mit dem Glauben haben. Wir sind sehr kopfgesteuert. Die Bibel sagt aber, dass Gott es nicht den Intelligenzen gibt, sondern denen, die das Herz aufmachen.“ Er, der „emotionale Typ“, ist überzeugt: „Jesus bekommt die Deutschen am besten übers Herz, über Emotionen.“

Vielleicht bekommt er den einen oder anderen Deutschen ja über das entspannte Gefühl, Urlaub am Strand zu machen. Und über einen Kapuzenpulli mit der schlichten Botschaft „Du bist geliebt“. ■

„Rabenmutter – das musste ich mir einige Male anhören“

Annegret Kramp-Karrenbauer ist die neue Chefin der CDU und damit voraussichtlich die nächste Kanzlerin der Republik. pro hat mit ihr über ihren Glauben und konservative Werte gesprochen – und außerdem darüber, wie es im katholischen Saarland ankam, dass sie sich als Frau schon vor Jahrzehnten für Familie und Spitzenpolitik entschieden hat. | DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ

pro: Frau Kramp-Karrenbauer, bei der Bundestagswahl 2017 sind 980.000 CDU-Wähler zur AfD abgewandert, mehr als von allen anderen Parteien. Warum sind ausgerechnet Sie die Richtige, um diese Menschen zurückzuholen?

Annegret Kramp-Karrenbauer: Es gibt AfD-Wähler, die ganz am rechten Rand stehen und radikale Positionen vertreten. Die haben nie zur CDU gehört und die gehören auch jetzt nicht zur CDU. Dann gibt es die Gruppe derer, die die AfD aus der Sorge heraus wählen, dass sie nicht gehört und ihre Ängste nicht ernst genommen werden. Die sind zurückgewinnbar, wenn wir ihnen das Vertrauen in die Politik und den Staat zurückgeben, etwa im Bereich Innere Sicherheit. Das macht man aber nicht mit schrillen Tönen, sondern indem man Dinge tatsächlich umsetzt. Damit habe ich als ehemalige Innenministerin und Ministerpräsidentin im Saarland viel Erfahrung. Ich traue mir zu, das in der CDU und mit den Kollegen aus Bund und Ländern voranzutreiben.

Hätte die CDU unter Merkel mehr tun müssen, um die AfD am Erstarken zu hindern?

Die Gründe für den Aufstieg der AfD liegen nicht nur in der Migrationspolitik, sondern tiefer: Es gibt in unserer heutigen Welt eine Spaltung zwischen den-

jenigen, die den Weg der Globalisierung und Digitalisierung und all diesen raschen Veränderungen mitgehen wollen, und denen, die sich wünschen, dass die Dinge so bleiben, wie sie sind. Weil so viele Menschen unsicher sind, ist es notwendig, dass die Union deutlich macht, welche Werte sie tragen und in welchen Rahmen die konkrete Tagespolitik eingebettet ist. Dieses Erklären, Kommunizieren und Einbetten ist in den letzten Jahren zu kurz gekommen.

Die „Merkel muss weg“-Rufe bei vielen Veranstaltungen zeugen aber doch von einer viel konkreteren Unzufriedenheit mit politischen Inhalten.

Jeder Bundeskanzler, der in den letzten Jahren Verantwortung getragen hätte, sähe sich heute mit solchen Rufen konfrontiert. Es ist immer leicht, Enttäuschungen an einzelnen Personen festzumachen. Sie dienen als Projektionsfläche. Das erleben wir im Moment. Machen wir es am Thema Migration konkret: Die Entscheidung der Bundesregierung, die Grenzen im Jahr 2015 nicht zu schließen, halte ich nach wie vor für richtig. Doch seitdem haben wir viel verändert, auch viele Regeln verschärft. Was dabei fehlt, ist die Gesamteinordnung. Wir müssen den Menschen erklären, was unser Ziel ist, wo wir stehen und wie der weitere Weg aussehen soll. Ein weiteres Problem

Annegret Kramp-Karrenbauer hat sich bei der Wahl zum Parteivorsitz gegen Friedrich Merz und Jens Spahn durchgesetzt. Die 56-Jährige ist gläubige Katholikin und war bis Februar 2018 Ministerpräsidentin des Saarlandes, bevor sie für das Amt der CDU-Generalsekretärin nach Berlin wechselte.

Foto: CDU/Laurence Chaperon



Weihrauch, Kirchenmusik, Liturgie – das alles berührt Kramp-Karrenbauer. Trotz Ärger über die Stellung der Frau in ihrer Kirche wollte sie nicht evangelisch sein.

ist sicher, dass wir vieles beschlossen haben, was in der Praxis nicht konsequent umgesetzt wird. Deshalb möchte ich Anfang 2019 Praktiker von allen Ebenen der CDU zusammenholen, um Wege zu finden, wie wir Verfahren beschleunigen, Zugangskontrollen sicherer gestalten und auch konsequenter damit umgehen können, wenn jemand nicht in Deutschland bleiben darf.

Bildungsministerin Anja Karliczek (CDU) hat eine Studie gefordert, die prüfen soll, wie sich Kinder in homosexuellen Ehen entwickeln. Sie sind eine Gegnerin der „Ehe für alle“. Halten Sie eine solche Untersuchung auch für notwendig?

Es gibt zu dieser Frage bereits Studien. Wenn das Wissenschaftsministerium aber findet, dass da noch Punkte offen sind, dann ist es auch keine dramatische Sache, das zu untersuchen. Ich weiß, dass die Jugendämter gleichgeschlechtliche Paare auch heute schon sehr oft darum bitten, Kinder in Pflege zu nehmen. Offenbar haben sie also nicht den Eindruck, dass es den Kindern in diesen Familien schlecht geht. Am Ende des Tages kommt es immer auf die ganz konkrete Situation an. Man findet auf beiden Seiten Eltern, denen ein Kind nicht anzuvertrauen ist und umgekehrt. Ich stehe dazu, dass Diskriminierungen homosexueller Paare im Familienrecht abgebaut worden sind, etwa durch das Lebenspartnerschaftsgesetz. Aber ich habe ein traditionelles Verständnis der Ehe als Vereinigung von Mann und Frau. Dafür trete ich ein, auch wenn es mehrheitlich anders gesehen wird.

Sie sind für eine Beibehaltung des Werbeverbots für Schwangerschaftsabbrüche. Sind Sie eine Lebensschützerin?

Jeder Christdemokrat und jede Christdemokratin sollte sich per se als Lebensschützer verstehen. Wobei das für mich auch die Bewahrung der Schöpfung umfasst. Bei der Debatte um den Paragraphen 219a geht es nicht darum, Frauen in existenziellen Notsituationen Informationen vorzuenthalten. Man kann es sicherlich



Foto: CDU/Tobias Koch

gut organisieren, dass Frauen die notwendigen Informationen erhalten. Ich fürchte aber, dass wir, wenn das Werbeverbot abgeschafft wird, einen weiteren Schritt auf dem Weg gehen, aus einem Schwangerschaftsabbruch einen ganz normalen medizinischen Eingriff zu machen. Wir dürfen nie vergessen, dass er Leben beendet. Und deshalb immer etwas anderes ist als zum Beispiel eine Blinddarmpoperation. Mich treibt auch um, dass wir es in einem der reichsten Länder der Welt nicht schaffen, ein Klima zu schaffen, in dem werdende Eltern, die etwa die Frühdiagnose Down-Syndrom erhalten, sich in der Lage sehen, ihr Kind auf die Welt zu bringen und großzuziehen. Da versagen wir alle, auch die CDU. **Die Evangelische Kirche in Deutschland hat sich gerade dafür ausgesprochen, die vorgeburtliche Untersuchung auf das Down-Syndrom, die sogenannten Pränatests, zur Kassenleistung zu machen. Ist das unchristlich?**

Wir haben in Deutschland die Pränataldiagnostik zugelassen. Medizinischer Fortschritt ist nicht aufzuhalten. Ich selbst hatte bei meinem jüngsten Sohn eine Fruchtwasseruntersuchung, ich weiß also, wovon ich spreche. Nun ist die Frage, nach welcher Methode wir dabei vorgehen und auch die Frage danach, ob die Kasse es zahlt oder nicht, für mich nicht die entscheidende. Viel wichtiger

ist es, wie nach der Untersuchung und einer entsprechenden Diagnose mit den Eltern umgegangen wird. Erhalten sie Unterstützung, Beratung, werden sie begleitet und ermutigt? Ich weiß, dass Vertreter der Evangelischen Kirche da ebenso aktiv sind wie Vertreter der katholischen Seite. **Kritiker befürchten einen Anstieg der Abtreibungszahlen.**

Dagegen müssen wir etwas tun, indem wir besser beraten und ein gesellschaftliches Klima schaffen, das ermutigt. Wenn wir die Möglichkeit der Pränatests in Deutschland einräumen, dann darf es keine Frage des Geldes sein, ob man sie wahrnehmen kann.

Sie sind seit 1998 Abgeordnete, zunächst kurz im Bundestag, dann im Landtag. Seit dem Jahr 2000 sind Sie in politischen Spitzenämtern unterwegs und haben drei Kinder. Wie hat das zu Hause eigentlich funktioniert?

Es hat funktioniert, weil ich nach und nach in die Verantwortung hereingewachsen bin. Zunächst war ich ehrenamtlich im Stadt- und Gemeinderat, da konnten sich die Kinder schon ein wenig daran gewöhnen. Vor allem hat es aber funktioniert, weil zwischen meinem Mann und mir immer feststand, dass wir Arbeit und Familie partnerschaftlich teilen. Wer beruflich engagierter war und mehr verdient hat, der hat den vollen Beruf ausgeübt, und der andere hat zurück-

gesteckt, die Arbeitszeit reduziert und zu Hause nach den Kindern geschaut. Als unsere Kinder noch klein waren, gab es noch keinen Rechtsanspruch auf Kindergartenplätze. Deshalb konnte es auch nur funktionieren, weil ich aus einer großen Familie komme und sie mit eingesprungen ist. Der bin ich zu sehr großem Dank verpflichtet.

Dieses Modell entspricht nicht gerade dem traditionellen katholischen Weg im Saarland. Gab es Widerstand dagegen?

„Rabenmutter“ – das musste ich mir einige Male anhören. Einfach nur, weil ich kleine Kinder hatte und arbeiten war. Mein Mann hingegen hat, als er seine Arbeitszeit reduzierte, viele Hilfsangebote erhalten. Ob im Haushalt oder im Spielkreis: Überall wollten die Leute ihn unterstützen. Als ich halbtags gearbeitet habe, ging man hingegen davon aus, dass ich das selbstverständlich unter einen Hut bringe. Wir haben darüber ge-

Er ist meine Existenzgrundlage. Ich vertraue darauf, dass da etwas ist, das über mich hinausreicht, etwas Größeres. Einer, der mich am Ende des Tages immer auffängt. Der Satz „Man fällt niemals tiefer als in Gottes Hand“ ist für mich sehr tröstlich. Er hilft mir aber auch dabei, meine Verantwortung zu tragen. In allem, was man tut, liegen immer auch Fehler. Ohne dieses Urvertrauen würde ich nicht die Kraft finden, das Risiko zu tragen, das mit hohen Ämtern einhergeht. In meiner Familie gab es Erkrankungen und Todesfälle. Es war nicht leicht und hat dazu geführt, dass ich immer wieder existenzielle Fragen gestellt habe. Das ist im wahrsten Sinne des Wortes heilsam. Ich habe dadurch gelernt, was wichtig ist. Wo es lohnt, sich aufzuregen, und wovon ich mein Leben bestimmen lassen will. Das ist befreiend. Ich kann mir ein Leben ohne die Grundlage des christlichen Glaubens schwer vorstellen.

Wer ist Jesus Christus für Sie?

„Austritt war weder im Falle der Kirche noch der CDU je eine Option für mich.“

lacht, aber man konnte schon sehen: Sobald sich ein Mann um die Kinder kümmert, ist es etwas Außergewöhnliches. Heute erlebe ich übrigens oft die umgekehrte und nicht weniger absurde Situation: Wenn Eltern ihr Kind nicht bereits schnell nach der Geburt in die Krippe geben, gehen manche davon aus, man enthalte ihm Entwicklungschancen vor. Wir führen in Deutschland über die Frage, wie erwachsene Menschen ihr Familien- und Privatleben organisieren, eine unglaublich verkrampfte Diskussion, entweder in Richtung des einen oder des anderen Extremes. Der Staat hat darauf keinen Einfluss zu nehmen, sondern die Rahmenbedingungen so zu setzen, dass jegliche Entscheidung möglich ist.

Sie gehen an Gründonnerstag mit Ihrer Familie traditionell einen Kreuzweg und hätten sich als junge Frau sogar vorstellen können, Priesterin zu werden – wenn das denn möglich wäre. Wie beschreiben Sie Ihren Glauben?

Mit ihm verbinde ich den Begriff Barmherzigkeit. Der Satz „Wer ohne Schuld ist, werfe den ersten Stein“ hat mich geprägt. Er ist mir eine Leitlinie in der Beziehung zu anderen Menschen. Wenn ich mich im politischen Diskurs austausche und diesen Satz im Hinterkopf habe, dann muss ich mich erst einmal selbst betrachten. Und dann wahrnehmen, dass der andere auch berechnete Positionen hat. Mir gibt dieser Blick die notwendige Empathie, für einen respektvollen Umgang miteinander auch in der Politik.

Was ist denn eigentlich typisch katholisch?

Mir kommt vieles in der Katholischen Kirche emotionaler vor. Texte, Lesungen und Predigten sprechen den Verstand an. Aber Weihrauch, Kirchenmusik, Liturgie – das berührt unmittelbar eine tiefe emotionale Ebene. Es mag an der rheinischen Ausprägung liegen, aber der christliche Glaube meiner Kirche erscheint mir lebensbejahend und mit

einem kleinen Augenzwinkern versehen. **Im Spätsommer erschien die Missbrauchsstudie der Katholischen Kirche. 3.677 Fälle, mindestens. Was macht das mit Ihnen?**

Es ist für mich kein Grund, meinen Glauben aufzugeben oder die Kirche zu verlassen. Es ist eher ein Ansporn, all die Kräfte innerhalb der Katholischen Kirche zu unterstützen, die für eine radikale Aufklärung eintreten und die Dinge so verändern möchten, dass künftig mit aller Kraft gegen Missbrauch vorgegangen wird. Es ist nicht nur die schiere Zahl, die fassungslos macht. Auch wenn es weniger wären: Hinter jedem einzelnen Fall steckt ein Mensch, der sein ganzes Leben lang mit dem Missbrauch zu kämpfen hat. Hier ist nicht nur menschliches Versagen aufgedeckt worden. Sondern auch ein strukturelles, systemisches Versagen innerhalb der Kirche, in der Täter gedeckt wurden. Das darf so nicht bleiben.

Sie haben in einem Interview einmal gesagt, Sie könnten sich eine Frauenquote in der Katholischen Kirche vorstellen. Als Kind wollten Sie Messdienerin werden – und durften nicht. Klingt nach viel Frust, der da entsteht. Wollten sie schon einmal austreten?

Nein. Es ist wie mit meiner Partei: Woran ich mein Herz hänge, dafür kämpfe ich. Wenn mir etwas nicht gefällt, versuche ich, es zu verändern. Austritt war weder im Falle der Kirche noch der CDU je eine Option für mich. In der Katholischen Kirche erkennen wir eine klare Diskrepanz: Setzen Sie sich mal an einem Werktag in eine Kirche und schauen, wer da vor Ort ist – und dann denken Sie sich die Frauen weg. Da bleibt kaum einer übrig. Oder denken Sie sich in der ehrenamtlichen Gemeindegemeinschaft die Frauen weg. Dasselbe Bild. Es gibt wirklich viele Funktionen jenseits des Priesteramtes in Pfarrgemeinden, die auch Frauen übernehmen können. Und am Ende wünsche ich mir auch, dass sie Priesterinnen werden können. Ich habe viel mit Pfarrrinnen der Evangelischen Kirche zu tun und kann nicht erkennen, warum das in der Katholischen Kirche nicht auch möglich sein soll.

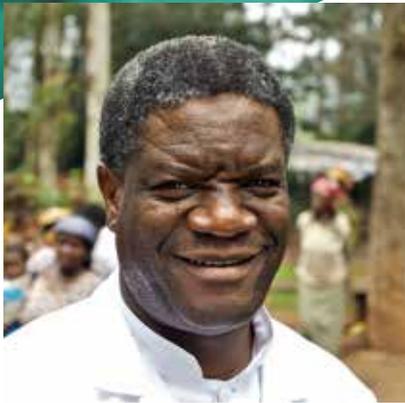
Sie könnten evangelisch werden ...

Nein, ich brauche das Augenzwinkern der Katholiken. Es ist schon gut so, wie es ist.

Frau Kramp-Karrenbauer, vielen Dank für das Gespräch! ■

DER VERFOLGTE RETTER

Denis Mukwege operiert Frauen, die ver- gewaltigt und danach brutal verstümmelt wurden. Weil er hilft, das Leid seiner Patien- tinnen weltweit bekannt zu machen, erhielt er den Friedensnobelpreis. Aus demselben Grund ist sein eigenes Leben in Gefahr. Dass er überhaupt noch operieren kann, nennt der gläubige Christ ein Wunder. | VON ANNA LUTZ



40.000 Frauen hat Denis Mukwege operiert. Er will sie heilen, aber auch erreichen, dass die Welt von ihrem Schicksal erfährt.

Als Denis Mukwege am 10. Dezember den Friedensnobelpreis in Oslo entgegennimmt, erheben sich die norwegische Kronprinzessin Mette-Marit und Kronprinz Haakon von ihren gepolsterten Stühlen. Ihr stehen die Tränen in den Augen, er ehrt den afrikanischen Arzt mit einem Lächeln und lange anhaltendem Applaus. Nicht nur der Adel, auch die ganze westliche Welt verneigt sich an diesem Tag vor jenem Mann, der mit seinem Team bis dato 40.000 Frauen operiert hat. Viele von ihnen sind Opfer sexueller Gewalt. Sie wurden zum Geschlechtsverkehr gezwungen und danach schrecklich verstümmelt. Dank Mukwege können sie ein annähernd normales Leben führen.

Der evangelische Arzt leitet das Panzi-Krankenhaus im Osten des Kongo, direkt an der Grenze zu Ruanda. Auf dem Ge-

lände bewegt er sich nur mit Personen- schutz. Spaziergänge oder Besorgungen außerhalb des gesicherten Areals sind für ihn lebensgefährlich. Hält Mukwege sich in seiner Heimat auf, dann ist der Applaus von Oslo Lichtjahre entfernt. Hier trachten Radikale nach seinem Leben. Er gilt als Landesverräter. Seit 1998 gibt es sein Krankenhaus, in der Zeit seither hat er mehrere Anschläge überlebt.

Mukwege wird 1955 in ein tief religiöses Elternhaus hineingeboren. Sein Vater, ein Pastor, hatte fünfzehn Jahre zuvor gemeinsam mit einem schwedischen Missionar die erste protestantische Kirche in der ostkongolesischen Stadt Bukavu gegründet. Das missfiel den dort dominierenden Katholiken. Gottesdienste feierte Familie Mukwege gemeinsam mit den anderen Gemeindemitgliedern gezwungenmaßen unter freiem Himmel. Nicht selten bildeten sich um die Teilnehmer Menschenansammlungen, die Protestanten wurden beschimpft und manchmal sogar angegriffen.

Mukwege ist eine Hausgeburt, so ist es üblich im Kongo der damaligen Zeit. Doch die Hebamme macht einen Fehler, bindet die Nabelschnur zu knapp am Körper des Kindes ab. Die Wunde verheilt schlecht und entzündet sich. Binnen Tagen schwebt der Neugeborene in Lebensgefahr, seine Haut verfärbt sich gelb, er fiebert. Doch die örtliche katholische Krankenstation will ihn nicht aufnehmen. Obwohler die Mutter bittet und fleht, verweigern die belgischen Nonnen

ihr den Zugang zu medizinischer Versorgung, weil sie einer anderen Konfession angehört. Erst eine der Familie bekannte schwedische Lehrerin kann die Schwestern umstimmen – im letzten Moment. Es sollte nicht der letzte Streit um Glaubensfragen sein, der Mukwege fast umbringen würde.

Gebet und Medizin

Von seinem Vater hat der heutige Friedensnobelpreisträger nicht nur die pfingstkirchliche Prägung, sondern auch das Interesse an der Medizin. Als kleiner Junge begleitet er ihn zu Krankenbesuchen. Denn es ist nicht nur die Aufgabe des Vaters, zu predigen, sondern auch für die Menschen in seiner Gemeinde zu beten und sie zu salben. „Ich bete und ermutige die Kranken, denn das ist etwas, was ich kann. Medikamente dagegen müssen von Menschen verabreicht werden, die dafür ausgebildet wurden“, erklärt er seinem Sohn. Der Junge beschließt, derjenige zu sein, der den Kranken künftig die Arzneien verabreicht. Gebet und Medizin – das soll im Hause Mukwege künftig Hand in Hand gehen. Er macht sein Abitur, studiert in Burundi Medizin, heiratet und wird schließlich Arzt im Krankenhaus der schwedischen Pfingstmission in Lemera, etwa einhundert Kilometer von seiner Geburtsstadt entfernt. Es liegt mitten in den Bergen, nicht einmal eine größere Straße führt dort hinauf. Am 25. September 1996 entgeht Mukwege hier

dem ersten Anschlag auf sein Leben. Der Arzt hatte sich in den Jahren zuvor Feinde in der Regierung gemacht: Der damalige Präsident Mobutu lässt sich zweitweise feiern wie einen Gott, es gibt Zeremonien ihm zu Ehren, die alle Bürger besuchen sollen. Mukwege weigert sich. „Ich kann nur für Dinge einstehen, an die ich glaube“, sagt er zu einem Ermittlungsbeamten, der ihn darauf anspricht. Dafür kann er ins Gefängnis kommen, gefoltert werden oder gar sterben. Er erhält jedoch lediglich eine Verwarnung, steht aber fortan unter Beobachtung.

Als der Krieg beginnt, in dessen Verlauf Mobutu stürzen wird, ist Mukwege zum Chefarzt in Lamera aufgestiegen. Ein schwedischer Ingenieur im Krankenhaus entzündet sich eines Tages den Fuß, binnen weniger Stunden schwillt die Wunde an, Medikamente helfen nicht, eine Amputation droht. Der Mann soll ausgeflogen werden, doch der Weg zum Flughafen ist beschwerlich und weit. Mukwege beschließt, ihn zu begleiten. Innerhalb von 24 Stunden will er zurück sein – tatsächlich ist es ein Abschied für immer. In seiner Abwesenheit nehmen Rebellen das Krankenhaus ein. 33 Mitarbeiter und Patienten sterben bei dem Überfall. Auf das Foto Mukweges in seinem Büro feuern die Radikalen ein ganzes Magazin ab. Auch sein Arztkittel ist durchlöchert. Obwohl Mukwege die Regierung nie unterstützt hat, gehört er für die Rebellen zum Feind. Das Krankenhaus hinterlassen sie zerstört. Der schwedische Ingenieur überlebt. Die Ursache für die Entzündung am Fuß wird nie gefunden. Mukwege nennt sein eigenes Überleben heute ein Wunder.

„Man braucht keine Panzer und Bomben, um eine Region zu zerstören und unbewohnbar zu machen; es genügt, die Frauen zu vergewaltigen“, sagt Mukwege in seiner Biografie. Gynäkologe wird er zunächst, weil er den Frauen in seiner Region beistehen will, für die eine Geburt wegen mangelnder medizinischer Versorgung noch heute oft Lebensgefahr bedeutet. 1999 öffnet sein bis heute bestehendes Panzi-Krankenhaus in Bukavu, das sich vor allem um pränatale Versorgung kümmern soll. Doch es kommt anders. Die erste Operation bringt ihm eine ältere Frau mit schweren Schussverletzungen auf den OP-Tisch. Zu Hause war sie von Soldaten überfallen worden, die sechs Männer hatten sie vergewaltigt

und ihr danach in die Scheide geschossen. Ihr Oberschenkel ist vierfach gebrochen, die Ärzte können das Bein gerade noch erhalten. Mukwege nennt Verbrechen wie diese eine Epidemie im Kongo. Schon bald wird sein Krankenhaus von Patientinnen wie seiner ersten geflutet. Mukwege und seine Kollegen arbeiten ohne Pause von morgens bis abends, mit chirurgischen Handbüchern in der einen und dem Skalpell in der anderen Hand. Für die Brutalität und die furchtbaren Verletzungen, die sie im Laufe der Jahre sehen, hat sie niemand ausgebildet.

Mukwege erinnert sich an eine 26-Jährige, die an Händen und Füßen gelähmt war, weil Soldaten sie gefangen genommen und mit ausgestreckten Gliedmaßen an einen Baum gebunden hatten. Tagelang vergewaltigten sie die Frau, die Seile schnitten so tief in ihr Fleisch, das sie die Blutzufuhr unterbrachen und schließlich die Nerven durchtrennten. „Ich habe gelernt, an den Verletzungen zu erkennen, welche Miliz das Verbrechen begangen hat“, schreibt Mukwege Jahre später. Heute ist er Experte für Traumata der Genitalien durch Waffengewalt. Den Tätern gehe es nicht darum, die Frauen zu töten. Sie wollen sie seelisch zerstören – und damit gleich auch ihre Familien.

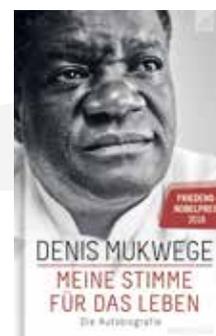
Drei Kugeln töteten Mukweges Freund

2001 untersucht erstmals eine Studie das Leid der Frauen im Kongo. Die Weltöffentlichkeit wird zögerlich aufmerksam auf das, was sich in Mukweges Heimat abspielt. Der Arzt wird immer häufiger dazu eingeladen, über seine Erfahrungen zu sprechen, 2006 schließlich von den Vereinten Nationen. Als Mukwege dort ans Rednerpult tritt, sind die Deligierten vollständig versammelt, nur der Platz des kongolesischen Botschafters bleibt leer. Ausgerechnet sein Heimatland hatte sich dazu entschieden, Mukwege zu boykottieren. Zwei Jahre später erhält er in New York den UN-Menschenrechtspreis. Wieder erscheint kein Regierungsvertreter aus dem Kongo. Offenbar betrachtet man ihn als illoyal gegenüber seinem Land. 2011 setzt ihn ein Regierungsmitarbeiter in New York sogar unter Druck. Er soll schweigen, sonst könne es ihn alles kosten, vermittelt er dem Arzt.

Am 25. Oktober 2012 überfallen fünf Unbekannte das Haus Mukweges, der

gerade von einer Europareise zurückgekehrt ist. Als einer der Angreifer im Hof mit einem Maschinengewehr auf den Arzt zielt, wirft sich ein Angestellter der Familie auf den Attentäter. Drei Kugeln töten den Freund Mukweges. Er selbst bleibt unverletzt. Die Verbrecher fliehen mit einem gestohlenen Auto – gefasst werden sie nie. Schon sechs Jahre zuvor war Mukwege einem tödlichen Anschlag entkommen. Zwei Scharfschützen nahmen ihn in seiner Privatpraxis ins Visier, er verließ den Tatort gerade noch rechtzeitig, weil ihn ein Freund um ein Treffen bat. Der Kugelhagel durchlöchert nur die Wände seines Büros.

Wer Mukweges Biografie liest, findet das Wort „Wunder“ dort fast ebenso häufig wie das Wort „Gebet“. Erstere haben ihn am Leben gehalten, ist er sich sicher. Und ohne letzteres wären sie nicht möglich gewesen. Im Panzi-Krankenhaus gehören Gebete und Andachten zum Programm. Seine Heimat hat Mukwege trotz aller Gefahr nie dauerhaft verlassen. Er hat sich dazu entschieden, die Bodyguards auf dem Gelände zu akzeptieren und auch die Verachtung, die ihm im Kongo entgegenschlägt. Was für ihn zählt, sind nicht Preise und Ruhm und nicht der Applaus des norwegischen Kronprinzen. Wichtiger sind ihm die Tränen in den Augen seiner Zuhörer. Am Ende sind sie es, die dabei helfen, die Welt der leidenden Frauen im Kongo zum Guten zu verändern. Er selbst sagt es so: „Das Einzige, was die Gewalt besiegen kann, ist die Liebe. Und noch mehr Liebe.“ ■



Die Informationen aus diesem Artikel entstammen dem Buch „Meine Stimme für das Leben“ von Berthil Åkerlund und Denis Mukwege, erschienen im Brunnen-Verlag, 272 Seiten, 22 Euro, ISBN 978-3-7655-0704-5



Frieden suchen und ihm nachjagen, ist die Jahreslosung für das Jahr 2019. Das passt zur Arbeit von Renke Brahms

KONFLIKTE LÖSEN OHNE GEWALT

Renke Brahms ist seit zehn Jahren Friedensbeauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland. Anlässlich seines Jubiläums blickt er zurück auf seine bisherige Amtszeit. |
DIE FRAGEN STELLTE JOHANNES BLÖCHER-WEIL

pro: Herr Brahms, die Jahreslosung lautet: „Suche Frieden und jage ihm nach.“ Wie weit sind wir davon entfernt?

Renke Brahms: Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs gibt es positive Entwicklungen. Die Zahl der Konflikte und der Opfer haben – bis zum Syrienkrieg – abgenommen. Gestiegen sind dagegen die innerstaatlichen Auseinandersetzungen und die terroristische Gefahr. Mit dem Sicherheitsrat und dem internationalen Gerichtshof hat die zivilisatorische Entwicklung dem Frieden eine Chancen gegeben. Trotz einiger neuer Konflikte glaube ich, dass wir an den positiven Entwicklungen anknüpfen sollten.

Waren Sie selbst ein Kind der Friedensbewegung?

Ja, die Bewegung hat mich geprägt. Ich

war im Bonner Hofgarten (Anm. d. Red.: Im Bonner Hofgarten demonstrierten am 10. Oktober 1981 etwa 300.000 Menschen gegen die atomare Bedrohung) und habe in Bremerhaven demonstriert. Als Gemeindepfarrer war es ein kleineres Thema. Die damalige Berufung habe ich bis heute nicht bereut.

Was stand nach Dienstantritt als erstes auf Ihrer Agenda?

Ich habe mich als Botschafter der Denkschrift „Aus Gottes Frieden leben für gerechten Frieden sorgen“ verstanden. Es ging darum, ihre Aussagen in Vorträgen stark und bekannt zu machen. Meine Zielrichtung war, dass zivil- und gewaltfreie Konfliktlösungen Vorrang vor allem anderen haben.

Was sind die anderen Hauptstränge der Denkschrift?

Der kurze theologische Teil setzt beim Gottesdienst ein. Dort wird uns Christen jeden Sonntag der Friede Gottes zugesprochen. In diesem Frieden leben wir. Er ist Kraftquelle, Motivation und Orientierung. Für die Umsetzung braucht es immer wieder aktive Menschen, die sich für gewaltfreie und zivile Lösungen einsetzen. Die Denkschrift fragt auch danach, was passiert, wenn es zu – möglicherweise völkerrechtlich legitimierten – Einsätzen kommt. Wir sprechen von rechtserhaltender Gewalt. Das ist immer wieder umstritten und eine nicht endende Diskussion.

Wann ist denn der Krieg die „ultima ratio“?

Bei allen Militäreinsätzen der vergangenen Jahre, egal ob mit UN-Beschluss oder ohne, sind die Ergebnisse ernüch-

ternd. Ich bin deswegen skeptisch, dass der Einsatz von Militär wirklich sinnvoll ist und zum Frieden beiträgt. Am Beispiel Afghanistan haben wir gelernt, dass zusätzliche zivile Instrumente und diplomatische Mittel sinnvoll sind. Zudem haben wir heute Instrumente der zivilen Konfliktbearbeitung, die nichts mehr mit irgendwelcher Friedensträumerei zu tun haben. Sie sind sehr konkret und funktionieren sowohl präventiv als auch im Konflikt. Mein Vertrauen in die Professionalität dieser Instrumente ist deutlich gewachsen.

Können Sie dafür ein Beispiel nennen?

Vom Bundeswehreininsatz in Mali hören wir immer nur die Probleme. Dort sind aber auch Organisationen wie „Eirene“ im Einsatz. Sie bearbeiten dort gewaltfrei Konflikte. Im Norden des Landes arbeiten sie mit jungen Menschen, die vorher in ethnischen Konflikten mit Waffen aufeinander losgegangen sind. Sie bringen sie zusammen, damit sie lernen, die Gegenseite zu verstehen. Es fängt klein an und braucht Geduld, aber es funktioniert.

In Afghanistan war für Margot Käßmann „nichts gut“. Kam der Weckruf zur rechten Zeit?

Die Äußerung war umstritten, aber sachlich richtig. Viele Fachleute sehen das heute genauso. Frau Käßmann hat damit aber auch Debatten angestoßen: über mögliche zivile und diplomatische Maßnahmen, aber auch die Wehrpflicht. Sie hat etwas bewirkt, auch wenn sich viele darüber geärgert haben.

Reicht eine ehrenamtliche Beauftragung für die anfallende Arbeit?

Viel Arbeit geschieht auf landeskirchlicher Ebene. Viele Synoden dort beschäftigen das Thema gerade. Ich hoffe, dass wir den Bereich stärken können. Darüber hinaus betreue ich die Organisationen der EKD. Wenn ich noch ein bisschen mehr Zeit hätte, wäre das nicht schlecht.

Wie profitieren die Gemeinden vor Ort davon?

Über zwei Wege: Das Thema Frieden spielt sich heute nicht mehr nur in Syrien, sondern auch vor unserer Haustür ab. Für mich ist die Arbeit mit Flüchtlingen auch ein Teil der Friedensarbeit. Das können wir in den Gemeinden thematisieren. Ein praktisches Beispiel ist das Projekt „Friedensstifter“. Dort schult die Kirche junge Menschen in gewaltfreier Konfliktbearbeitung. Zum Zweiten ist das, was wir zurzeit in unserer Gesell-

schaft an Polarisierung, gewalttätiger Sprache im Netz und Hetze erleben, für mich eine Friedensfrage. Wir müssen fragen, wie wir als Gesellschaft friedlich zusammenleben können. Dazu kann jeder beitragen: am Stammtisch, in der Familie oder in der Gemeinde. Wir müssen sehr aufpassen, wie wir über andere Menschen reden.

Auf der EKD-Synode 2019 ist der Frieden Schwerpunktthema. Welche Erwartungen haben Sie?

Es gibt einen Thementag, aber natürlich werden auch Gottesdienste und Andachten durch das Thema geprägt. Unser Vorbereitungskreis sammelt Material zu dem Thema und bereitet ein Papier vor, das die Synode diskutieren soll. Das Papier darf hinterher nicht in der Schublade landen, sondern muss konkrete Schritte beinhalten, die wir noch weitergehen wollen.

Darf sich die EKD dem Dialog mit einer politischen Gesinnung vollkommen verschließen?

Einen grundsätzlichen Gesprächsausschluss halte ich nicht für sinnvoll. Es sollen aber fruchtbare Gespräche sein. Wir dürfen uns nicht vor den Menschen verschließen, die mit der AfD sympathisieren oder sie wählen. Eine Parteimitgliedschaft sagt ja noch nichts aus. Wir müssen diskutieren, ob sich die Inhalte mit der christlichen Botschaft vertragen oder nicht.

Wie bewerten Sie den Friedensprozess in Israel und dem Nahen Osten?

Ich befürchte, dass ein Friedensprozess auf dem Hintergrund einer Zwei-Staaten-Lösung immer schwieriger wird. Einerseits durch die israelische Siedlungspolitik, andererseits durch die extremen palästinensischen Kräfte. An einigen Stellen funktioniert der Dialog ja auch. In Nordisrael unterstützen sich beide Gruppen, um die Wasserversorgung zu gewährleisten und ihre Existenz zu sichern. Die Herkunft spielt hier keine Rolle. Wir müssen mit diesen Beispielen verdeutlichen, dass es eine Chance auf Frieden gibt. Hoffentlich wird die Alternative Zwei-Staaten-Lösung nicht vollständig verbaut.

Führen die Kriege und Krisen weltweit Sie nicht zur Resignation?

Ich resigniere nicht so leicht. Ich habe gelernt, auf die positiven Geschichten zu hören und sie weiterzuerzählen. Vieles ermutigt mich. Ich frage mich, wie ge-

schichtsvergessen Menschen sind und wie leicht sie wieder in alte Muster und nationale Interessen zurückverfallen.

Was war denn der Höhepunkt Ihrer bisherigen Amtszeit?

Die Erfahrungen in der weltweiten Ökumene: Ich durfte die EKD 2011 auf der Friedenskonvokation in Jamaika und zwei Jahre später auf der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen 2013 in Busan (in Südkorea, Anm. d. Red.) vertreten. Letztes Jahr war ich auf der Welt-Missionskonferenz in Tansania. Der Blick über den Tellerrand und die ökumenische Verbundenheit tun gut. Die Leidenserfahrungen in manchen Kirchen sind wertvoll, aber auch die Kraft, die sich da für den Frieden entwickelt, hat mich sehr beeindruckt. Deswegen wollen wir Vorbereitende gerne mit einem Geist der weltweiten Ökumene die Synoden bereichern. für den Frieden ein.

Was war der Tiefpunkt ihrer Amtszeit?

Ich bin 2011 sehr bewusst mit dem Ratsvorsitzenden und dem Bischof der Bundeswehr nach Afghanistan gereist. Es war eine bittere Erfahrung, welche Reaktionen es darauf gab. Einige haben es als Verrat am Frieden verstanden. Tiefpunkte sind auch, wenn Menschen aus ideologischer Verbohrtheit nicht miteinander reden und ich es nicht mehr schaffe, zu vermitteln und zu moderieren.

Vielen Dank für das Gespräch. ■



Foto: pro / Johannes Blöcher-Weil

Renke Brahm, Jahrgang 1956, ist seit 2008 Botschafter der EKD für Friedensbildung. Ferner ist er leitender Geistlicher in der Bremischen Landeskirche und in seiner Funktion Mitglied im Beirat der evangelischen Seelsorge in der Bundeswehr. Zu seiner Landeskirche gehören rund 200.000 Mitglieder in 61 Gemeinden.



„Wollen Sie denn jetzt sterben?“

Als Anne Schneider an Krebs erkrankte, stand ihr Mann Nikolaus vor einem Dilemma: Als Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland lehnte er Sterbehilfe ab. Dennoch sagte er seiner Frau öffentlich zu, sie im Fall der Fälle beim assistierten Suizid zu begleiten. Heute ist Anne Schneider außer Lebensgefahr. Ihre Haltung zum Thema hat sich nicht geändert. In einem neuen Buch diskutiert sie, moderiert von dem Journalisten Wolfgang Thielmann, mit ihrem Mann über das Verbot von Sterbehilfevereinen in Deutschland, die Rolle der Kirche dabei und darüber, wie lange das Leben lebenswert ist. pro druckt Auszüge.

Fotos: Hannes Leitlein

Wolfgang Thielmann: Frau Schneider, Sie haben (...) angemerkt, dass ihr biblisch orientiertes Menschenbild auch Ihre liberale theologische Haltung zu einem assistierten Suizid prägt. Nun haben Sie mehr als vier Jahre gegen Ihren aggressiven Krebs gekämpft. Sie, Herr Schneider, haben Ihrer Frau beigestanden. Hat sich Ihre Einstellung in den Jahren geändert?

Anne Schneider: Die vergangenen vier Jahre haben mich bestätigt und bestärkt in dem, was meine liberale Einstellung zur Verantwortung des Menschen für den eigenen Todeszeitpunkt betrifft – sowohl im Blick auf meine theologische als auch auf die politische Argumentation.

Ich stand nach meiner Krebsdiagnose im Juni 2014 vor Entscheidungen, die ich zuvor allenfalls theoretisch erwogen hatte: Sollte ich mich in meinem vorgerückten Alter der massiven Behandlung durch Chemotherapie, Operation und Bestrahlung stellen, um gegen den Krebs zu kämpfen? Als mir der Arzt und eine Pharmazeutin beschrieben, welche Art von Chemotherapie sie für das kommende halbe Jahr für mich planten, waren mir die zwei Jahre mit unserer Tochter Meike wieder ganz präsent, die ich mit ihr auf Krebsstationen verbracht habe und in

denen ich das Elend von Chemo-Patientinnen gesehen hatte. Viele Mitpatienten von Meike sind dann auch wie Meike während der qualvollen Zeit der Chemotherapie gestorben. Zudem hatte ich gelesen, dass Statistiken bei Brustkrebsbehandlungen keine wesentliche Lebensverlängerung versprechen, wenn man sich auf die Chemotherapie einlässt. Und ich war mir sicher: Lebensqualität bedeutet mir mehr als Lebensquantität. Als Arzt und Pharmazeutin mir die Therapie erklärten, habe ich damals spontan gedacht: Ich mute mir dieses Elend nicht zu. Und habe geantwortet: Ich weiß nicht, ob ich das will.

Mein Arzt fragte ganz erschrocken: „Wollen Sie jetzt denn sterben?“ Als ich ihm dann meine Ängste erklärte, antwortete er mir: „Warten Sie mal ab. In den letzten zehn Jahren hat sich viel getan an guter Begleitmedikation. Sie werden nicht so leiden wie Ihre Tochter vor zehn Jahren.“

Das hat sich dann Gott sei Dank bewahrheitet. Doch es gab Tage und Zeiten während der Chemotherapie, in denen ich dachte: Wenn der Rest meines Lebens so aussieht, möchte ich es verkürzen. Ich war gar nicht mehr bereit und willens zur Kommunikation, wollte nur in mich verkrümmt auf dem Sofa



„Die Liebe zu meiner Frau geht vor“, sagt der ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Nikolaus Schneider. Deshalb hätte er seine Frau Anne entgegen seiner eigenen Überzeugung beim assistierten Suizid begleitet.

liegen und in Ruhe gelassen werden. Und ich konnte es auch nicht genießen, ja, es war mir geradezu unangenehm, wenn liebevolle Menschen mich berührten und streichelten. Dabei machen doch Beziehungen, zu denen entscheidend Gespräche und Berührungen gehören, ganz wesentlich mein Lebensglück aus.

Doch für mich war es ja eine überschaubare Therapiezeit. Und während der sechs Monate der Chemotherapie machte ich zum Glück auch oft die Erfahrung: Es lohnt sich zu leben. Zudem habe ich gemerkt, wie es mir hilft, dass ich solche Zeiten nicht alleine durchstehen muss. (...)

Nikolaus Schneider: Auch meine zurückhaltende Einstellung im Blick auf das Recht des Menschen zur Selbsttötung und auf die gesetzliche Freigabe eines von Ärzten assistierten Suizids hat sich in den vergangenen vier Jahren bestätigt.

Mir liegt aus theologischer Überzeugung daran, dass unser Menschenbild nicht undeutlich wird: Demut und Selbstvertrauen zugleich sollen den Menschen prägen. Dieses Bild beschreibt den Menschen nach meiner Überzeugung in angemessener Weise. Und zur menschlichen Demut vor Gott, dem

Schöpfer und Herrn allen Lebens, gehört für mich die grundsätzliche Einschränkung menschlicher Autonomie. Daraus leite ich ab, dass der Todeszeitpunkt des Menschen im Machtbereich Gottes liegen soll. In diesen Machtbereich will ich nicht durch einen Suizid gewaltsam reinpfuschen. Außerdem befürchte ich schädliche Konsequenzen, wenn das Bild vom Menschen unklarer wird: etwa für das Selbstverständnis von Menschen oder für das Zusammenleben und nicht zuletzt für das Normengefüge unserer Gesellschaft.

„Seien wir vorsichtig mit Festlegungen, wann und wie lange das Leben lebenswert ist.“

Dabei war und ist mir bewusst, dass zu der Eindeutigkeit auf der Normebene, die ich hier vertrete, auf der Ebene des gelebten Lebens noch einmal andere Dimensionen hinzutreten können. In unseren theoretischen Urteilen und Entscheidungen können wir nicht wirklich vorwegnehmen, wie es sein wird, wenn wir eine tödliche Krankheit haben, wie wir in der Situation einer schmerzhaften und unser Leben reduzierenden Behandlung empfinden und was dann für uns lebenswert ist und was nicht. (...)

Im Blick auf das Leben-Wollen und das Sterben-Wollen von Menschen möchte ich in diesem Zusammenhang auch auf Erfahrungen aus meiner Sterbebegleitung in meiner Zeit als Gemeindepfarrer hinweisen. Wenn sich das Sterben länger hinzog, sagten mir manche Menschen: „Herr Pastor, ich möchte sterben, ich kann nicht mehr, ich will auch nicht mehr, ich bin irgendwie übriggeblieben.“ Zwei Tage später waren sie voller Lebensfreude und genossen das Leben und erzählten von Plänen für die nächste Zeit. Ein Mensch ist nun einmal ein Ensemble an Einstellungen und Möglichkeiten. Und unser Erleben und unser Wollen sind unbeständig.

Das bestärkt mich in meiner Grundposition: Seien wir vorsichtig mit Festlegungen, wann und wie lange das Leben lebenswert ist. Für uns selbst, aber vor allem für andere. Ich möchte dazu ermutigen: Lasst uns mit Vertrauen und Zuversicht auch in schwierige Krankheits- und Altersphasen hineingehen. Vielleicht erschließen sich uns ganz neue Sinnerfahrungen für unser Leben.

Anne Schneider: Diese Ermutigung finde ich richtig und wichtig. Aber gerade deshalb plädiere ich für die gesetzliche Freiheit im Blick auf einen assistierten Suizid. Es kann nämlich im konkreten Erleben das eine wie das andere passieren. Es mag Menschen geben, die ganz unerwartet auch in einem von Krankheiten, Altersbeschwerden und schmerzhaften medizinischen Behandlungen reduzierten Leben Lebenssinn und Lebensfreude empfinden. Aber es mag auch Menschen geben, die – wie Nikolaus – jetzt die Überzeugung haben, sie würden und

wollen auf Gottes Entscheidung im Blick auf ihren Todeszeitpunkt warten. Und die dann, in einer unheilbaren Krankheit, in der auch ihre Schmerzen nicht ausreichend gelindert werden können, nach Suizid-Assistenz verlangen. Dann finde ich es für unsere liberale Demokratie eigentlich unzumutbar, wenn der Gesetzgeber Wege zur assistierten Selbsttötung versperrt. Oder wenn die Ärzte, die helfen wollen, Angst haben müssen, ihre Zulassung zu verlieren.

Nikolaus Schneider: Ich möchte die Frage nach einer angemessenen gesetzlichen Regelung zum assistierten Suizid noch zurückstellen. Mir geht es hier erstmal noch um das Selbstbild,



„Vom Leben und Sterben. Ein Ehepaar diskutiert über Sterbehilfe, Tod und Ewigkeit. Anne und Nikolaus Schneider im Gespräch mit Wolfgang Thielmann“ erscheint am 31. März im Verlag Neukirchener Aussaat. Es umfasst 160 Seiten, ISBN 9783761565339, 14,99 Euro

Liebe statt Politik

| EIN KOMMENTAR VON ANNA LUTZ

Anne und Nikolaus Schneider haben ihrer Kirche vor knapp fünf Jahren wohl mindestens einen gehörigen Schrecken eingejagt. Noch mehr: Sie haben sie vor den Kopf gestoßen, Unmut produziert, irritiert. In Interviews in Stern und Zeit äußerten sich die beiden zum Thema Sterbehilfe. Anne Schneider, damals akut an Krebs erkrankt, sagte, sie könne sich vorstellen, Suizidbeihilfe durch einen Verein in der Schweiz in Anspruch zu nehmen. Und Nikolaus Schneider, damals Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland, oberster Protestant hierzulande also, erklärte sich öffentlich dazu bereit, seine Frau im Fall der Fälle dabei zu begleiten – wohl wissend, dass seine Kirche die organisierte Suizidbeihilfe ablehnt, ebenso übrigens wie mittlerweile der deutsche Staat. Ein Jahr später wurden sogenannte Sterbehilfevereine verboten.

Im nun erscheinenden Buch bekräftigt Nikolaus Schneider seine Position gegen organisierte Suizidbeihilfe im Allgemeinen, aber für die Begleitung seiner Frau aus Liebe im Fall der Fälle. Heinrich Bedford-Strohm hat in der Evangelischen Kirche seinen Platz eingenommen, er ist heute Ratsvorsitzender. Das Erstaunen und die Irritation über Schneiders Äußerungen dürfte also dieses Mal nicht allzu groß sein. 2014 verstanden viele Beobachter sein Zugeständnis als Problem für die Kirche, auch pro kommentierte entsprechend. Rückblickend wird klar: Schneider hat der Kirche mit seiner Entscheidung gegen die Politik und für die Liebe zu seiner Frau nicht spürbar geschadet. Die Position der Kirchen bei der folgenden Debatte über ein Verbot organisierter Suizidbeihilfe im Deutschen Bundestag war klar und deutlich. Schneider gelang der Spagat: Sich zwar aus eigener Überzeugung gegen Sterbehilfe auszusprechen, zugleich aber klar zu machen, dass er die Meinung seiner Frau dazu respektiert. Er würde aus Liebe eher seiner notleidenden Gattin die Hand halten als seiner Kirche im politischen Meinungsstreit. Das war ehrlich, glaubwürdig und ein gutes Beispiel dafür, dass Liebe den Streit über ethische Überzeugungen aushalten kann, auch wenn am Ende keine Einigkeit steht. Auch heute streiten die Kirchen über ethische Themen wie die Segnung Homosexueller, Organspende oder pränatale Diagnostik. Schneiders haben gezeigt: Liebevolle Einheit in sachlicher Uneinigkeit zu leben, ist ein Modell, das tragen kann. Nicht nur für Ehepaare.

Foto: Hannes Leitlein

das ein Mensch von sich und seiner Menschenwürde hat. Mich befremdet es, wenn Menschen vollmundig erklären: „Wenn ich nicht mehr die volle Autonomie über mein Leben habe, dann hat mein Leben keinen Wert und keine Würde mehr. Ich will der Herr bzw. die Herrin sein und bleiben über meine Entscheidungen und über meine Lebensumstände. Ich ziehe einen selbstbestimmten Tod dem unwürdigen Leben in Abhängigkeit und Pflegebedürftigkeit vor. Und ich erwarte, dass der Staat mir dabei durch gesetzliche Regelungen hilft. Und dass Ärzte mich bei meinem Suizid unterstützen.“

Ich halte dagegen: Gott ist der Schöpfer des Lebens und der einzig absolute Herr über Leben und Tod. In Gott ist die Wür-

de eines Menschen gegründet und bewahrt, unabhängig von den körperlichen und geistigen Fähigkeiten eines Menschen. (...) Sein Leben, Sterben und sein Tod gehören dem Menschen nicht. Sie gehören Gott und sind in Gottes Machtbereich auch gegen manchen Augenschein letztendlich gut aufgehoben. Diese grundsätzliche Einschränkung der menschlichen Autonomie stellt für mich meine Menschenwürde und unsere menschliche Gott-Ebenbildlichkeit nicht in Frage, sie begründen vielmehr die Unverfügbarkeit menschlicher Würde. (...)

Wolfgang Thielmann: Frau Schneider, wie haben Sie es erlebt, als Sie Ihre Krebsdiagnose erhielten? Haben Sie „Lebenssatt“ auf ein mögliches Ende geblickt?



Anne und Nikolaus Schneider sind seit fast einem halben Jahrhundert verheiratet. Sie sprechen offen über ihre Liebe zueinander, aber auch über ihr Leid. 2005 starb ihre jüngste Tochter Meike an Leukämie. 2014 wurde bei Anne Schneider Brustkrebs diagnostiziert.

Anne Schneider: Als ich die Diagnose bekam und mich mit meiner vielleicht unmittelbar bevorstehenden Sterbephase auseinandersetzte, wuchs in mir das Gefühl: Ich bin noch nicht lebenssatt. Ich wollte noch gerne mit Nikolaus eine große, mehrmonatige Italienreise machen, ich wollte noch das erste Kind unserer Tochter Annika erleben und auch gerne noch die Konfirmation der Enkel in Berlin. Aber ich wusste und fühlte zugleich: Mein Sterben-Müssen jetzt im Alter von 65 Jahren ist nicht zu vergleichen mit dem Sterben-Müssen von Meike im Alter von 22 Jahren. Mein bisheriges Leben war schon so reich und so glückserfüllt gewesen, dass in mir im Blick auf mein Schicksal keine Fragen und Zweifel gegenüber Gottes Gerechtigkeit aufkamen.

Und auch heute, vier Jahre später, nachdem wir unsere große Italienreise vor zwei Jahren gemacht haben und nachdem unsere Tochter Annika inzwischen zwei wunderbare Töchter hat, bin ich nicht lebenssatt im Sinne von: Es reicht mir jetzt mit meinem irdischen Leben. (...)

Wolfgang Thielmann: Herr Schneider, Sie waren 2014 der personifizierte Gewissenskonflikt: Als Vertreter einer gesell-

schaftlichen Großgruppe, der evangelischen Kirche, hatten Sie deren Nein zum selbst herbeigeführten Tod und zur Tätigkeit von Sterbehilfeorganisationen zu vertreten. Als Liebender und als Partner haben Sie gesagt, Sie würden Ihre Frau in die Schweiz begleiten, wenn sie mithilfe einer Sterbehilfeorganisation ihr Leben selbst beendet.

Nikolaus Schneider: Ja, das war so. Aber ich habe das nicht als einen mich belastenden Gewissenskonflikt empfunden. Für mich war es in ethischen Fragen immer wichtig, zwei unterschiedliche Argumentationsebenen zu unterscheiden: zum einen die theoretisch-normative Ebene, die auch wegweisend für gesetzliche Regelungen ist, und zum anderen die lebenspraktische individuelle Ebene. Die beiden Ebenen stehen zwar nicht beziehungslos nebeneinander, aber sie sind auch nicht in vollkommene Übereinstimmung miteinander zu bringen. (...)

Auch wenn ich Annes Position respektiere, liegt darin für mich eine Tabugrenze. Für mich kann es richtig sein, dem Sterben seinen Lauf zu lassen und den Sterbenden davon zu entlasten, dass er noch weitere medizinische Behandlungen über sich ergehen lassen muss, um sein Leben zu verlängern. Aber eine aktive Beendigung meines Lebens bzw. eine aktive Suizidassistenz kann ich mit meinen Werten und Normen nicht vereinbaren.

Allerdings könnte ich es schon mit meinen Werten und Normen vereinbaren, Anne in die Schweiz zu begleiten, wenn sie entscheidet, mithilfe einer Sterbehilfeorganisation ihr Leben selbst zu beenden. Denn die Liebe zu meiner Frau geht vor! Ich könnte ihr ohne Gewissenskonflikte bei ihrem Sterben die Hand halten. Und nach einer 50-jährigen Liebes- und Lebensbeziehung mit ihr weiß ich: Anne würde eine solch schwerwiegende Entscheidung nicht leichtfertig, sondern im Gespräch mit Gott und den ihr wichtigen Menschen treffen. Und sie würde ihr irdisches Leben nicht grundlos wegwerfen. (...)

Wolfgang Thielmann: Wäre eine organisierte Sterbeberatung nicht gut bei den Kirchen aufgehoben? Sie könnten durch ihre Seelsorgekompetenz etwa aufspüren, wenn ein Mensch sich aus dem Leben verabschieden will, weil er den Angehörigen zur Last zu fallen meint.

Nikolaus Schneider: Man kann durchaus überlegen, ob nicht Sterbeberatung auch eine Form der Lebensberatung ist. Der Begriff „Sterbeberatung“ scheint mir für kirchliche Beratungsstellen aber problematisch. Wir wollen in den Kirchen zum Leben beraten. Also liegt unser Ziel darin, dabei zu helfen, wie die letzte Lebensphase gestaltet werden kann.

Anne Schneider: Ich kann mir kirchliche Beratungsstellen auch unter dem Begriff „Sterbeberatung“ vorstellen. Auch, um die konkreten Frage zu Tod und Sterben aus der Tabu-Zone herauszuholen, die meines Erachtens ein gutes Sterben behindern kann. Die Kirchen – gerade auch auf der Ebene der Ortsgemeinden – genießen noch immer das Vertrauen von Menschen in Notlagen. Und Vertrauen ist auch und gerade bei der Sterbe-Beratung eine unverzichtbare Grundlage. So wie bei der Abtreibungs-Beratung. Das Vertrauen zwischen Beratenden und Ratsuchenden wird gestärkt, wenn ergebnisoffen beraten wird. Wenn Ratsuchende nicht das Gefühl bekommen: Die Beratenden wollen mich aus moralisch-ethischen Gründen von meinem Wunsch abbringen oder mir sagen, wie schrecklich das für Gott und meine Mitmenschen ist. ■

Organspende: Streit ums beste Vorgehen

Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) will durchsetzen, dass jeder deutsche Bürger automatisch Organspender ist. Wer eine Entnahme seiner Organe nicht möchte, soll Widerspruch einlegen können. Der FDP-Bundestagsabgeordnete Otto Fricke spricht sich gegen diesen Vorstoß aus. Ein Pro und Kontra zur „Widerspruchslösung“, die der Deutsche Bundestag in diesem Jahr weiter besprechen wird. |
VON JENS SPAHN UND OTTO FRICKE



Jens Spahn



**Jeder darf Nein zur
Organspende sagen**

Otto Fricke



**Selbst entscheiden
statt widersprechen
müssen**

Bundtagsmitglied
Otto Fricke (FDP)
legt Wert auf die
Selbstbestimmung
des Einzelnen und ist
deswegen gegen eine
Widerspruchslösung



Foto: Marius Hoppe

Gesundheitsminister
Jens Spahn (CDU)
möchte Menschen
verpflichten, sich
Gedanken zur Organ-
spende zu machen



Foto: Jörg Klaus

Seit einigen Wochen diskutieren wir intensiv über unsere Bereitschaft zur Organspende. 9.400 Menschen warten in Deutschland auf ein lebensrettendes Organ, und jeden Tag sterben Menschen, die vergeblich gewartet haben. Jahrelang ist die Zahl der Organspender zurückgegangen. 2018 hatten wir mit 955 endlich wieder mehr Organspender.

In den vergangenen Jahren ist einiges geschehen, um die Zahl der lebensrettenden Organspenden zu erhöhen. Und in Umfragen sieht eine große Mehrheit der Befragten eine Organspende positiv. Als Bundesgesundheitsminister habe ich in den letzten Monaten weitere Schritte unternommen und ein „Gesetz für bessere Zusammenarbeit und bessere Strukturen bei der Organspende“ vorgelegt. Damit wollen wir vor allem die Abläufe in den Kliniken verbessern, wo es bisher oft an Zeit und Geld fehlt, um mögliche Organspender zu identifizieren. Konkret bekommen die Transplantationsbeauftragten in den Kliniken mehr Zeit und mehr Kompetenzen. Wir verbessern die Vergütung für die Organentnahme. Kleinere Kliniken können sich künftig an einen ärztlichen Bereitschaftsdienst wenden, wenn sie Unterstützung bei der Organentnahme benötigen.

Ziel: Mehr Spender gewinnen

Die bisherigen Schritte haben dazu beigetragen, dass wieder mehr Menschen Organe spenden. Dennoch müssen wir unsere Bemühungen verstärken und erreichen, dass dauerhaft mehr Organe zur Verfügung stehen.

Jeder von uns könnte morgen selbst in die Situation kommen, auf eine Organspende angewiesen zu sein. Deshalb geht das Thema jeden von uns an. Es ist gut, dass eine Debatte in Gang gekommen ist. In der Familie, am Arbeitsplatz, in der Freizeit sprechen wir über unsere Bereitschaft zur Organspende. Im Bundestag sind wir mitten in der Debatte über diese Gewissensfrage. Wir entwickeln Ideen, wie die Situation substantiell verbessert werden könnte. Offen, leidenschaftlich und mit Respekt voreinander. Wir haben Beispiele solcher Debatten, die unserer politischen Kultur im Parlament und im Land gut getan haben: Etwa 2011 die Debatte über die Präimplantationsdiagnostik oder 2015 die zur Sterbehilfe.

Der Leitgedanke ist: Wie können wir die Zahl der Organspender erhöhen? Ich – als Bundestagsabgeordneter, nicht als Minister – habe mich nach einem längeren Denkprozess für die erweiterte Widerspruchslösung entschieden: Jede und jeder soll zu Lebzeiten die Möglichkeit haben, sich ge-

Eine Widerspruchslösung hört sich erst einmal gut an. Sie klingt nach einem einfachen Weg, um schnell mehr Organspender zu bekommen. Das ist natürlich wichtig. Doch so verlockend die Widerspruchslösung auch wirkt, sie ist nicht die richtige Methode, um die Organspende in Deutschland zu verstärken.

Auch mich frustriert die heutige Spendensituation. Die Zahl der Spender ist noch zu niedrig und zu viele Menschen müssen auf Organe warten. Gleichzeitig ist die Spendenbereitschaft der Deutschen jedoch gestiegen. Auch die Zahl der erfolgten Spenden war 2018 deutlich höher als noch 2017. Die eigentlichen Probleme liegen jedoch primär an anderer Stelle.

Zu oft können potentielle Spenden nicht genutzt werden, weil es etwa in den Krankenhäusern aus praktischen Gründen scheitert. Hier sind strukturelle Reformen gefragt. Mit seinem Gesetzentwurf zur Verbesserung der Spendenprozesse in den Krankenhäusern ist Bundesgesundheitsminister Spahn insoweit auf einem guten Weg.

Mir ist es wichtig, mehr Spendebereite zu finden. Die Widerspruchslösung jedoch kann ich nicht unterstützen, denn mit ihr würde jeder Bürger, ohne vorher gefragt zu werden, automatisch zum potentiellen Spender. Und genau hier liegt das Problem. Egal, wie wichtig ein politisches Ziel auch sein mag, wir müssen uns stets fragen: Wie soll es erreicht werden? Welches Menschenbild liegt den Vorschlägen zu Grunde?

Bürger sollen nicht automatisch Organspender werden

Ich selbst gehe dabei vom Grundgesetz aus, das auf der Idee beruht, dass staatliche Eingriffsrechte immer von den individuellen Rechten des Bürgers her abgeleitet werden müssen. Bei einer Widerspruchslösung jedoch sagt der Staat dem Bürger: „Du bist Organspender, wenn du (oder gegebenenfalls auch deine Angehörigen) nicht widersprechen, weil der Staat besser weiß, was richtig ist.“ Das ist der falsche Weg. Automatisch, ohne seinen Willen geäußert zu haben, darf niemand Spender sein, auch wenn ich mich über jeden freue, der es wird.

Mit dieser Haltung stehe ich nicht alleine da. Die CDU-Bundestagsabgeordnete Karin Maag zeigt sich ebenfalls überzeugt, dass jemand, der sich nicht entscheiden könne oder wolle, nicht automatisch zum Organspender werden solle. Und auch die Linken-Abgeordnete Kathrin Vogler betonte zuletzt, dass eine Organspende auf der Freiwilligkeit der Spender basiere.

Staat darf Bürger bitten, sich mit Organspende auseinanderzusetzen

Uns eint vielmehr die Überzeugung, dass die Entscheidung stets vom Bürger ausgehen und der Staat ihn fragen muss. Schwierig ist dabei, dass wir uns alle nicht gerne mit unserer eigenen Endlichkeit auseinandersetzen. Als mündige Bürger sind wir jedoch dazu aufgerufen, uns mit solchen schwierigen Fragen auseinanderzusetzen und zwar auch im Interesse der Organspendeempfänger sowie der An-

gen eine Organspende zu entscheiden, Nein zu sagen. Jede Bürgerin und jeder Bürger müsste also schriftlich informiert werden. Im Zweifel auch mehrmals. Jeder darf Nein sagen! Wenn sie oder er das nicht zu Lebzeiten macht, können noch immer die Angehörigen widersprechen. Gemeinsam mit anderen Kolleginnen und Kollegen aus dem Bundestag erarbeite ich dazu einen Gruppenantrag, über den der Bundestag gemeinsam mit anderen Anträgen abstimmen kann.

Jeder kann Nein sagen

Mir ist vorgeworfen worden, ich wolle damit eine Organabgabepflicht einführen. Das stimmt nicht. Nach meinem Vorschlag hätte jeder die Möglichkeit, konsequenzlos Nein zu sagen. Diese Entscheidung würde selbstverständlich respektiert. Ich möchte mit der Einführung der erweiterten Widerspruchslösung erreichen, dass sich die Menschen mit der Lebensfrage nach ihrer Bereitschaft zur Organspende auseinandersetzen. Das kann man als Pflicht verstehen, sich Gedanken zu machen. Angesichts der vielen Tausend Menschen, die auf ein Spenderorgan warten, halte ich eine solche Pflicht zum aktiven Freiheitsgebrauch in einer freien Gesellschaft für zumutbar. ■

gehörigen von Spendern und Empfängern. Hier sollte der Staat helfen und uns zur Auseinandersetzung anregen – etwa indem wir regelmäßig mit der Frage einer Organspendebereitschaft konfrontiert werden; beispielsweise beim Beantragen eines Personalausweises.

Wenn wir uns dann entscheiden, muss es in meinen Augen drei Möglichkeiten geben: Wir müssen sagen können, dass wir (bestimmte) Organe spenden wollen. Dies sollte dann in einem Register oder auf dem eigenen Ausweis vermerkt werden. Außerdem müssen wir klarstellen können, dass wir nicht spenden wollen. Und es muss eine dritte Möglichkeit geben: Wir müssen auch sagen können, dass wir noch nicht so weit sind, uns jetzt zu entscheiden.

Kein Staat darf seinen Bürgern solche Entscheidungen vorgeben. Schon gar nicht ein Staat, der von der Selbstbestimmung des Einzelnen ausgeht. Was der Staat jedoch darf, ist, seine Bürger dazu anregen, sich mit dem Thema Organspende auseinanderzusetzen. Deshalb lautet mein Gegenvorschlag: Der Staat bittet seine Bürger in regelmäßigen Abständen, sich mit der Frage der Organspende auseinanderzusetzen. Der Bürger antwortet dann frei von staatlichen Vorwegnahmen. Das wäre eine verbindliche Entscheidungslösung: ein hilfreicher Beitrag zur Verbesserung der Spenderzahlen, ohne die Selbstbestimmung der Bürgerinnen und Bürger aufzugeben. ■

Anzeigen



DER ANFANG ALLER DINGE

ICEJ-REISE ZUM
**LAUBHÜTTENFEST +
JERUSALEM-MARSCH**

11.-20. OKT 2019

REISE-INFORMATIONEN unter www.icej.de

ICEJ  INTERNATIONALE
CHRISTLICHE
BOTSCHAFT
JERUSALEM



2. Petrus 1,19:
Festhalten am zuverlässigen
prophetischen Wort – es ist
wie ein Licht am dunklen Ort.

PROPHETICON
PROPHETIE-KONFERENZ 2019

operated by Bibel-Center.de
Breckerfeld · 0 23 38-10 71

Erleben Sie die 5. Propheticon!
30. Mai – 01. Juni 2019
im Bibel-Center Breckerfeld

Hochinteressante Vorträge
von erfahrenen Referenten:
Dr. Mark Hitchcock, Dr. Thomas Ice,
Dr. Roger Liebi u. a.
Infos und Online-Anmeldung finden Sie
auf der Website.

WWW.PROPHETICON.DE



Daniel Böcking spricht mit seinen Kindern über den Glauben. Seine Älteste, Elsa, ist sieben Jahre alt.

Warum tut Jesus Christoph nichts gegen das Leid?



Daniel Böcking, stellvertretender Chefredakteur der Bild-Zeitung, schreibt in einer neuen pro-Kolumne über Gespräche mit seinen Kindern über Gott und die Welt. Gute Unterhaltung beim Kennenlernen der Böckings in dieser ersten Folge. | **VON DANIEL BÖCKING**

Unsere Kinder Elsa (7), Fritz (5) und Carl (3) reden und fragen viel über Gott. Das liegt weniger daran, dass wir sie auffallend christlich erziehen würden. Vielmehr daran, dass sie einfach gerne über alles reden – und noch lieber Fragen stellen.

Während ich bei den meisten „weltlichen“ Themen durch gepflegtes Halbwissen glänzen oder mir schnell eine Antwort ergoogeln kann, sind Kindergespräche über den christlichen Glauben oft eine echte Herausforderung für mich. Aber eine, die Spaß macht und bei der ich selbst immer wieder jede Menge lernen kann. Auch deshalb bin ich dankbar, nun an dieser Stelle von solchen Gesprächen berichten zu können.

Diese Kolumne hat nicht den Anspruch, ein pädagogischer Ratgeber zu sein oder gar erklären zu können, wie wir als Eltern den christlichen Glauben in die Herzen unserer Kinder pflanzen können. Dafür mache ich selbst viel zu vieles falsch. Weder für meine Erziehungsmethoden noch für meinen theologischen Sachverstand würde ich mir ein „summa cum laude“ geben. Ohnehin halte ich es da lieber mit meiner Mutter, die immer sagte: „Ich erziehe nicht, ich versuche nur, Vorbild zu sein.“ Ich möchte unsere Kinder nicht zum Glauben „erziehen“ – aber ich freue mich, wenn sie in unserem Alltag erleben dürfen, wie großartig die christliche Gemeinschaft sein kann (z.B. im Kindergottesdienst), wie gut ein gemeinsames Gebet tun kann (jeden Abend) oder wie es sich anfühlt, sich vorbehaltlos geliebt zu fühlen (nicht nur von uns, den Eltern, sondern auch von Gott).

Ich gebe also fleißig mein Bestes und werde dafür immer wieder mit kleinen Momenten belohnt, in denen ich glaube zu verstehen, was Jesus meinte, als er davon sprach, Gottes Reich anzunehmen wie ein Kind (Lukas 18,17).

Ein Vater-Kind-Gespräch über den Glauben ...

... kann urkomisch sein.

So wie damals mit Fritz, als er noch drei Jahre alt war. Immer wieder sprach er da von einem Christoph, den ich einfach nicht zuordnen konnte. Bis Fritz entnervt seufzte: „PAPA! Jesus Christoph!“ Da fiel der Groschen, um wen es ging.

... kann herzerwärmend sein.

Erst vor einigen Tagen lief im Autoradio „Nessaja – Ich wollte nie erwachsen sein!“ und ich rief vom Fahrersitz nach hinten zu Elsa: „Das wollte ich auch nie! Ich wäre gern für immer Kind geblieben.“ Ein Augenblick der Stille, in dem Elsa offenbar die ganze Weisheit einer Siebenjährigen hervorholte: „Aber Papa, du bist doch ein Kind. Du wirst immer ein Kind sein!“ „Hö?“ „Weil Gott immer dein Vater ist und du immer sein Kind. Du kannst Erwachsener sein UND ein Kind!“ Danke dafür!

... kann heikel werden.

Eine Zeitlang fragte Elsa jeden, der nicht schnell genug das Weite suchte: „Glaubst du an Gott?“ Eines Abends berichtete sie: „Die Frau heute hat gesagt, dass sie nicht an Gott glaubt, weil so viele böse Sachen passieren. Warum passieren so viele böse Sachen?“ Was antwortet man da? Hätte ich mit allem auftrumpfen sollen, was ich mir bislang dazu angelesen habe? Mit Gottes unergründ-

lichen Wegen? Mit gefallener Schöpfung? Mit einem kurzen Vorlese-Intermezzo aus dem Buch Hiob?

Ich wusste wirklich nicht weiter und habe das Elsa gegenüber auch zugegeben: „Es gibt viele Menschen, die sich mit dieser Frage beschäftigen haben. Aber ich kann nicht behaupten, dass ich das alles abschließend verstanden hätte. Sieh es doch mal anders herum: Schau auf das Schöne, auf die Bäume, den Sonnenuntergang, das Lachen deiner Freunde, die Liebe, die du hoffentlich fühlst. All das zeigt mir, dass es Gott gibt. Und ich habe ihn schon so nah gespürt, dass ich fest an ihn glaube.“ Für den Moment war Elsas Wissensdurst damit gestillt – und am Abend sprach sie wieder zu Jesus wie zu einem Freund.

Ich will versuchen, an dieser Stelle künftig regelmäßig von aktuellen Themen zu berichten, die uns in unseren kleinen Glaubens-Talks beschäftigen. Wenn Sie Anregungen oder Kritik haben, schreiben Sie mir gern an: Daniel.Bocking@googlemail.com ■

Daniel Böcking, 41 Jahre, ist Autor der Bücher „Ein bisschen Glauben gibt es nicht – Wie Gott mein Leben umkrepelt“ und „Warum Glaube großartig ist. Mein Glück mit Jesus“ (beide im Gütersloher Verlagshaus). Er arbeitet als stellvertretender Chefredakteur der Bild-Zeitung und lebt mit seiner Frau und den drei Kindern in Berlin.

Foto: Böcking

„DAS 21. JAHRHUNDERT WIRD SUPER FÜR CHRISTEN!“

Markus Spieker war vier Jahre als ARD-Korrespondent für Südasien tätig. Kürzlich hat er seinen Dienst beendet. In seinem neuen Buch „Übermorgenland. Eine Weltvorhersage“ hat er über seine Asien-Erfahrung geschrieben. Nun erklärt er, warum der Dalai Lama ihn beeindruckt hat, das Umfeld Asia Bibis dagegen nicht, warum Gelder christlicher Hilfsorganisationen in Asien nicht gut ankommen und warum die Welt immer frommer wird. | **DIE FRAGEN STELLTEN STEFANIE RAMSPERGER UND JONATHAN STEINERT**

pro: In Ihrem Buch erwähnen Sie den Philosophen Arthur Schopenhauer und dessen *Maxime: Wir sehen die Welt nicht, wie sie ist, sondern wie wir sie uns einbilden*. Die Medienbranche beschreibt in der Regel das Außergewöhnliche – wie sieht denn das Gewöhnliche in Asien aus?

Markus Spieker: Sehr paradox. Man kommt auf dem Flughafen in Delhi an, fährt in die Stadt und am Straßenrand stehen da drei-, vierjährige Mädchen und verkaufen Blumen. Sie vagabundieren über die Straße, schlafen mit ihren ganzen Familien unter den Brücken, es gibt eine große Armut. Gleichzeitig werden Prunkhochzeiten gefeiert, die 100 Millionen Dollar kosten. Wir verstehen die Welt oft nicht, weil wir unser Bild von den Dingen auf Klischees herunterbrechen. Die Wirklichkeit ist aber sehr viel differenzierter.

Tragen Sie als Journalist nicht selbst zu einem klischeehaften Blick bei durch das, was Sie aus diesen Ländern liefern?

In den Redaktionen orientiert man sich an dem, wovon man glaubt, dass es das größte Interesse und die größte Relevanz hat. Das sind nun mal leider Unglücksfälle, Katastrophen, Terroranschläge statt siebenprozentiges Wirtschaftswachstum in Bangladesch und hundert Fabriken, die nicht einstürzen.

Wo wir als Journalisten selbstkritischer sein müssten, ist bei Meta-Geschichten, übergeordneten Grundannahmen. Wie etwa: Religionen sind alle gleich oder alle böse. Oder: Es gibt eine bestimmte Fortschrittsentwicklung in der Welt, und die ist richtig und führt zum Guten. Da müssten sich auch Journalisten mehr hinterfragen, inwieweit sie berichten, was wirklich passiert, oder ihr Weltbild bestätigen.

Haben Sie ein Beispiel dafür?

Ein Beispiel ist Abschiebung nach Afghanistan, ein ganz sensibles Thema. Je nachdem, wohin ich gehe, mit wem ich rede und wie ich das beleuchte, kann ich unterschiedliche Akzente setzen. Ich werde Menschen in Afghanistan finden, die relativ sicher leben. In manchen Regionen gibt es Universitäten, wo Frauen studieren, wo die Straßen lebendig sind, da gibt es Partys, Cafés, Startups. Es gibt aber natürlich auch sehr viele Regionen, wo das undenkbar ist und das Leben dort eine Katastrophe. So kann ich auch Meinung in Deutschland gestalten. Ein Fernsehbericht hat – gewollt oder nicht gewollt – immer auch einen politischen Charakter bei der Diskussion hier, ob Afghanen abgeschoben werden oder nicht.

In Ihrem Buch schreiben Sie, dass Sie sich am Anfang Ihrer Zeit in Asien mehr Action, etwas Außergewöhnliches gewünscht haben. Dann gab es 2015 das Erdbeben in Nepal. Wie fühlt es sich an, von so einer Tragödie letztlich zu profitieren, weil man eine Geschichte hat, mit der man sich als Reporter profilieren kann?

Du spaltest in dem Moment schon etwas von deinem Mitleid ab und handelst professionell. Das ist ja mein Auftrag, schnell, solide, fair zu berichten – was ja auch Gutes bewirkt. Die Folge siehst du schon am nächsten Tag, wenn Hilfstransporte aus aller Welt kommen, Spendengelder fließen. Das war einer der stolzesten Momente für mich, wo ich dachte: Diese universale Hilfsbereitschaft, die es zum ersten Mal in Ansätzen vor zweihundert Jahren gab, ist eine wunderbare Entwicklung in der Welt.

In diesen Schwellenländern, aus denen Sie berichteten,

engagieren sich – unabhängig von einzelnen Katastrophen – auch viele christliche Hilfsorganisationen. Wie reagieren die Menschen auf deren Hilfen?

Die einzelnen Empfänger sind schon sehr dankbar, die Regierungen nicht unbedingt. In Pakistan wurden etwa zwanzig christliche Hilfswerke auf einen Schlag verboten. In Indien werden sie immer wieder schikaniert. Geldzuwendungen aus dem Westen werden ungern gesehen. Durch ihre Kolonialvergangenheit ist die Sensibilität dafür, dass man von außen fremdgesteuert werden könnte, in Indien extrem hoch. Deshalb gibt es auch eine fast paranoide Angst vor Bekehrungen. Im Hinblick auf Muslime geht es da um den „Love Dschihad“: die Angst da-

vor, dass muslimische Männer hinduistische Frauen heiraten und sie zur Konversion überreden. Gegenüber Christen herrscht die Sorge, dass sie denjenigen aus der unteren sozialen Kaste, den Dalits, den Unberührbaren, Geldgeschenke machen, ihnen eine Ausbildung ermöglichen und sie dazu animieren, Christen zu werden – sodass mit fremden Geld Indien „enthinudisiert“ wird.

SÜDASIEN

Markus Spieker beendete jüngst seinen Dienst als Korrespondent für Südasien. Er leitete das ARD-Studio in Neu-Delhi. pro hat er berichtet, wie er die Lage der Christen in den Ländern seines „Zuständigkeitsbereichs“ bewertet.

AFGHANISTAN

„Christentum ist hier eigentlich nicht existent. Muslimen, die zum Christentum konvertieren, droht die Todesstrafe – zwar nicht laut Gesetz, aber nach den Forderungen einflussreicher Mullahs. Es gibt eine kleine Anzahl von Christen im Untergrund. Vielleicht ist Afghanistan nach Nordkorea das Land, in dem es am schwierigsten ist, Christ zu sein. Womöglich ist es in Saudi-Arabien ähnlich schwierig, aber dort kenne ich mich nicht aus.“

INDIEN

„Angespannt, keine Verfolgung, unterschiedlich ausgeprägte Diskriminierung.“

NEPAL

„Hier gibt es, soviel ich weiß, ein Konversionsverbot – oder besser gesagt ein Missionsverbot für westliche Organisationen: Du darfst keinen zur Bekehrung animieren. Der Hinduismus radikalisiert sich. Keine Verfolgung, aber eine gewisse Diskriminierung.“

PAKISTAN

„Christen sind eine Minderheit von 2,5 Millionen, bedrängt durch den Blasphemieparagrafen und dadurch, dass sie sozial ausgegrenzt sind. Staatlich verfolgt werden sie nicht, sind aber oft das Opfer gewaltsamer Übergriffe durch Islamisten.“

BHUTAN

„Buddhismus ist Staatsreligion. Es gibt Christen, die werden allerdings diskriminiert.“

BANGLADESCH

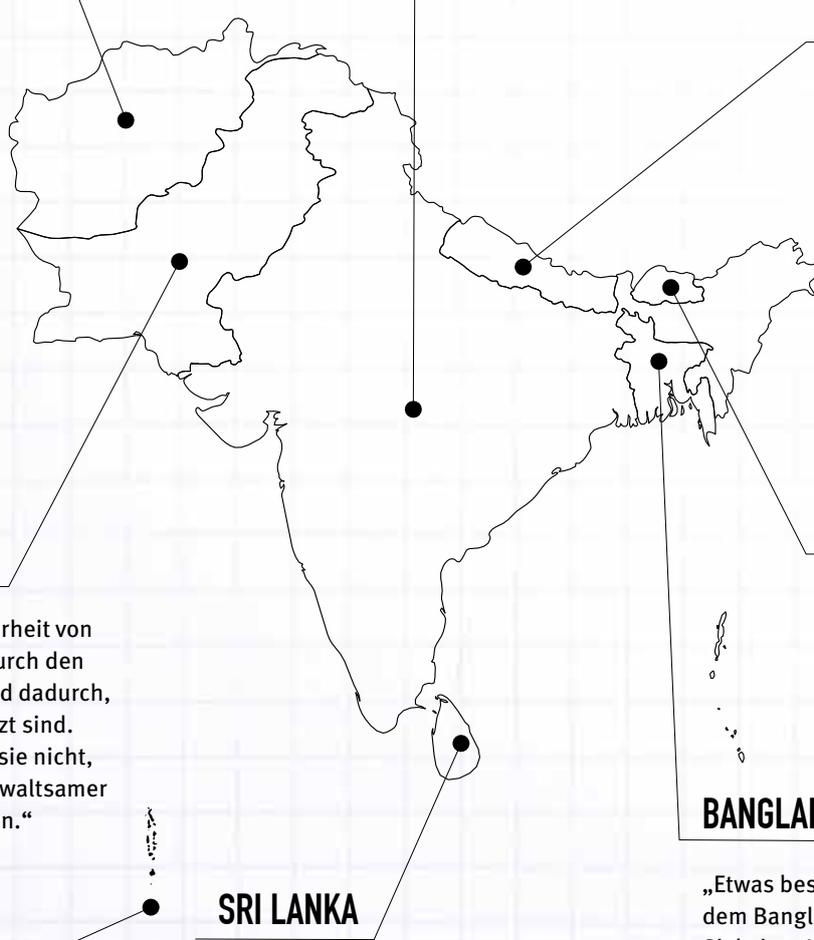
„Etwas besser als in Pakistan, zu dem Bangladesch bis Anfang der Siebziger Jahre noch gehörte. Der Papst war vor anderthalb Jahren in der Hauptstadt Dhaka. Allerdings beobachte ich eine zunehmende Radikalisierung einzelner muslimischer Gruppen. Es kommt zur Morden an Pastoren – oder zu Entführungen.“

MALEDIVEN

„Meines Wissens gibt es dort gar keine Kirchen. Ein sehr, sehr schwieriges Pflaster für Christen. Vielleicht bessert sich die Situation unter der neuen Regierung, die liberaler ist als die vorherige.“

SRI LANKA

„Vergleichsweise entspannt. Es ist ein sehr buddhistisch geprägtes Land, wo Christen einen Anteil von knapp unter zehn Prozent haben. Im Alltag gibt es sicher viele Fälle von Diskriminierung. Auch Mission ist nicht ohne weiteres möglich.“



Wie war es für Sie, in einer Gesellschaft zu sein, in der Glauben und das Christentum eine ganz andere Bedeutung haben als in Berlin, wo Sie vorher gelebt haben?

Für mich persönlich überraschend problemfrei. Islamisten, denen ich ja auch zu Hauf begegnet bin, und Hindu-Nationalisten waren sehr freundlich zu mir. Ich habe nie die Erfahrung gemacht, dass mich jemand für seine Religion gewinnen wollte. Positiv fand ich auch die allgemeine Religiosität in der Region, die grundsätzliche Aufgeschlossenheit für den Glauben, das Bewusstsein, dass etwas Größeres existiert.

In Ihrem Buch schreiben Sie auch, die Welt werde immer frommer. Wie ist das in dem Zusammenhang zu erleben?

„Ich war oft wütend, wenn ich gesehen habe, dass radikale Mobs das halbe Land lahmlegen, um Asia Bibis Hinrichtung zu erzwingen.“

Ende des Jahrhunderts leben wahrscheinlich 10 Milliarden Menschen auf der Erde. Von denen werden die meisten nicht wohlhabend sein. Und es ist eine statistische Wirklichkeit, dass eine gewisse Ungleichheit und Not die Menschen dazu animiert, sich noch stärker an der Religion festzuhalten, weil es sie ermutigt und ihnen Hoffnung gibt. Deshalb kann man sagen, dass die überwiegende Mehrheit der Weltbevölkerung fromm sein wird. Atheismus und Agnostizismus ist in gebildeten Schichten relativ populär, aber die vermehren sich nicht so schnell.

Wie ist dahingehend Ihre Beobachtung hinsichtlich des Christentums?

Es gibt weltweit einen Aufbruch. Der stärkste Aufbruch findet in Asien, Afrika und Südamerika statt – überall, außer in Nordamerika und Europa. Da viele auch aus unteren Bevölkerungsschichten kommen und tendenziell mehr Kinder haben, vermehren die sich natürlich auch. Grundsätzlich hat das Christentum aber auch unter Gebildeten eine Chance. Viele sind frustriert von alten Religionssystemen, denen sie angehangen haben, und neigen zum Agnostizismus. Da ist aber auch das Christentum eine sehr gute Alternative. Gerade unter Studenten gibt es eine große Sehnsucht danach, sich an etwas Gutem festzuhalten.

In Pakistan haben Sie auch Verwandte und den Anwalt von Asia Bibi getroffen. Wie haben Sie das erlebt?

Asia Bibi ist eine Symbolfigur, eine moderne Märtyrerin – und eine Warnung vor religiösem Extremismus. Ich selbst war oft wütend, wenn ich gesehen habe, dass radikale Mobs das halbe Land lahmlegen, um Asia Bibis Hinrichtung zu erzwingen – und die pakistanische Regierung diesen Mobs auch noch entgegen gekommen ist. Etwa dadurch, dass man Asia Bibi nicht die sofortige Ausreise ermöglicht hat.

Woher kommt diese starke Emotion des Mobs?

Pakistan ist ein ganz schwieriges Land, ein gescheiterter Staat eigentlich, mit einem riesigen Bevölkerungswachstum. Die Menschen haben nicht die Kraft, das Land zu reformieren, und dieser Frust wird dann religiös entladen. Es gibt viele junge Männer, die kaum Arbeit haben. Wo kriegen die ihre Wür-

de her? Sie kommen aus einer Religion mit einem sehr kämpferischen Ansatz und sehen sich als Gefolgsleute des Propheten. Man kämpft für die Ehre Mohammeds und Allahs – das ist ja der ganze Sinn des Blasphemiegesetzes. Fanatiker und Scharlatane haben dann leichtes Spiel, diese Menschen zu mobilisieren.

Die Wut nimmt generell zu auf der Welt, schreiben Sie in Ihrem Buch. Welchen Beitrag leisten denn Medien dazu?

Die Medien thematisieren das Abseitige, Riskante, Bedrohliche, Unwahrscheinliche – was der Mensch so lüstern wie sorgenvoll betrachtet, weil es ihn interessiert. Damit schüren Medien auch Ängste, ohne dass sie es wollen. Das Hauptproblem sind aber zunehmend die sozialen Netzwerke. Dort verbreiten sich In-

formationen und Emotionen ganz ungefiltert, ungebremst und mit unglaublichem Tempo. Ich hatte einen Fall in Sri Lanka, wo Muslime und Buddhisten fast in einen Bürgerkrieg geraten wären. Dem wurde radikal entgegengesteuert, indem die Regierung für zwei Wochen die Sozialen Netzwerke abgeschaltet hat.

Welche Rolle spielen die Sozialen Medien in den asiatischen Ländern, in denen Sie unterwegs waren?

Der Zugang zu Sozialen Medien ist unabhängig von der sozialen Klasse möglich. Auch sehr arme Menschen haben ein Smartphone, können auf verschiedene Weise für wenig Geld kommunizieren. Die einzelnen journalistischen Medien haben hingegen nicht die Autorität wie bei uns etwa das öffentlich-rechtliche Fernsehen oder einige Leitmedien im Zeitungsbereich. Vieles findet im Internet statt. In Afghanistan war ich in irgendeiner kleinen Klitsche in Kabul, dort hat ein Startup „Likes“ verkauft und im Auftrag von anderen auf fremden Facebook-Seiten herumgetrollt. Auch in Indien ist das ein massives Problem: Bei 1,3 Milliarden Menschen ist es relativ einfach, sich auf dem Weg Wählerstimmen, aber auch Trolle einzukaufen. Da ist noch mehr Anarchie im Netz als bei uns, bis hin zu Mordaufrufen.

Sie sagen, das 21. Jahrhundert sei das asiatische Jahrhundert. Warum?

In Asien gibt es ein unglaubliches Wachstumspotenzial, einen großen Hunger, sich wirtschaftlich zu verbessern. Was uns Europäer dabei verunsichert, ist, dass dieses Wachstum nicht mit kultureller Liberalisierung einhergeht. Das Kollektiv und die Tradition sind in den asiatischen Ländern sehr viel wichtiger als bei uns. In vielen dieser Länder regieren autokratische Regime. Wir in Deutschland müssen uns auf den Wettbewerbsdruck einstellen, der von diesen Ländern ausgeht. Und wir müssen uns die Frage stellen, ob bei uns die Wachstumsanreize richtig gesetzt sind. Unsere Diskussionen drehen sich darum, ob die Feuerwehr gendgerechert aufgestellt ist und ob es mit der Inklusion vorangeht. Uns ist offenbar wichtiger, wie wir beim Eurovision Song Contest oder bei der Fußball-WM abschneiden. Ob wir bei der Bildung oder wirtschaftlich so gut und nachhaltig aufgestellt sind, wie wir es sollten, wird nicht ausreichend diskutiert.

Was können wir von Asien lernen?

Ich habe in keinem Land der Welt so viel sichtbare Freude erlebt wie in Indien. Da spielen Kinder mit ein bisschen Dreck und einem halbkaputten Fußball und sind fröhlich und ausgelassen. Auch bei sehr armen Menschen habe ich viel Heiterkeit und Freundlichkeit erlebt. Ich bin auch nie bestohlen worden in Indien. Und dann kommst du in ein Wohlstandsland wie Deutschland und siehst so viel Missmut und Gereiztheit. Mir ist Dankbarkeit wieder ganz wichtig geworden.

Wie können die Menschen hier sich diese Dankbarkeit zu eigen machen?

Mit einem Perspektivwechsel. Nicht mehr Nabelschau betreiben und nur um die eigenen Probleme drehen. Wir sollten uns in Deutschland immer mal zurücknehmen und feststellen: Wir gehören zu den Begünstigtesten der Welt – mit großem Abstand. Gleichzeitig sollten wir lernen: Eine Gesellschaft ist nicht nur reich, wenn sie ein hohes wirtschaftliches Volumen hat. Sondern wenn sie Sozialkapital hat in einem Sinne, dass sich die Menschen ganz selbstverständlich gegenseitig helfen und damit den Staat entlasten – in Familien, Vereinen, Kirchengemeinden. Wir haben in den letzten Jahrzehnten viel von diesem sozialen Klebstoff eingebüßt. Das sieht man nicht zuletzt an den psychischen Erkrankungen unter Jugendlichen. Und an der Verbreitung von Alterseinsamkeit. Wir können die kommenden Krisen, die unausweichlich sind, nur gemeinsam durchstehen, wenn wir stabile, resiliente Gemeinschaften haben.

Sie haben auch den Dalai Lama getroffen. Er gilt hier als Symbol für spirituelle Weisheit und gutes Leben. Wie haben Sie ihn erlebt?

Hochsympathisch, witzig, vital. Sehr realitätsorientiert, gar nicht so abgehoben oder in sich versunken, wie ich ihn mir vorgestellt habe. Er sieht sich als Lehrer der Menschheit. Er lehrt gar nicht so sehr Buddhismus, sondern mehr eine säkularisierte Version davon, Meditationstechniken, Achtsamkeit – deshalb ist er auch so beliebt im Westen. Seine Hauptkritik richtet sich gegen den Materialismus: Die wohlstandsgesegnete Welt verliert sich im Streben nach Besitz und Sex und vorübergehender Lust und macht sich dadurch unglücklich. Das könnte meines Erachtens jeden Sonntag im Gottesdienst gepredigt werden. Sein Rezept dafür besteht in erhöhter Achtsamkeit und Empathie. Er will dabei helfen, Seelenfrieden zu gewinnen, sich unabhängig zu machen von den Umständen. Allerdings: Diese Haltung ist nicht Neues und keine buddhistische Spezialität. Sie ist sehr nahe an der Philosophie, die in der europäischen Antike als Stoizismus bekannt war. Und besonders viel bewirkt hat sie schon damals nicht. Mit vielen Diagnosen des Dalai Lama bin ich einverstanden. Aber seine Therapie, die ohne die Hilfe Gottes auskommt, halte ich als Christ definitiv für unzureichend.

An ihm beziehungsweise am Buddhismus gibt es die Kritik, dass er in Hinblick auf andere Religionen sehr gewalttätig sei. Können Sie das nachvollziehen?

Das ist immer dann der Fall, wenn sich die Religion mit Nationalismus verbindet. Die buddhistische Lehre an sich gibt etwa im Vergleich zum Islam wenig Anreiz zu dieser Gewalt. Der Buddhismus sagt, Realität ist Illusion, distanzieren dich von deinen Wünschen und Zielen. Es geht mehr um Weltabsonderung als um Welteroberung. Meine Grunderkenntnis als Reporter und gelernter Historiker ist: Wenn Macht ins Spiel kommt, sind



Markus Spieker, Jahrgang 1970, ist Autor und Chefreporter beim MDR. Zuvor war er als ARD-Korrespondent in Berlin und leitete dann das ARD-Studio in Neu-Delhi. Er ist Autor mehrerer Bücher und schrieb jüngst „Übermorgenland. Eine Weltvorhersage“, erschienen im fontis-Verlag. Spieker ist verheiratet.

die Anhänger aller Religionen gefährdet. Auch Christen haben 2.000 Jahre lang gelernt, dass der Heilige Geist nicht gegen die Gefahr der Macht immunisiert.

Ein Kapitel Ihres Buches heißt auch: „Was Macht mit uns macht“. Was denn?

Sie macht asozial. Macht macht unempathisch. Der Mächtige muss sich nicht bemühen, zu überzeugen, er kann einfach Befehle erteilen. Macht ist, wenn man seinen Willen durchsetzen kann. Das tut auf die Dauer keinem Menschen gut. Deshalb glaube ich, die aktuelle Situation ist für Christen eine riesige Chance in der ganzen Welt.

Warum das?

Alle anderen Religionen sind da stark, wo sie auch mächtig sind und die Mehrheit der Bevölkerung stellen. Das gilt für den Hinduismus genauso wie für den Islam. Die Christen sind die einzigen, die in vielen Ländern, in denen sie eine große Bevölkerungsgruppe stellen, nicht besonders machtvoll sind. Oft werden sie verfolgt, manchmal auch nur belächelt. In gewisser Hinsicht tut uns das gut. Weil es uns auf das zurückwirft, was wir am besten können: In einer gewissen Demut unseren Glauben bezeugen. Deshalb glaube ich, das 21. Jahrhundert wird für Christen ein super Jahrhundert.

Vielen Dank für das Gespräch! ■

Haltung, Berufung und **Liebe zum Publikum**

Sich als Christ in der Vielfalt der Meinungen ein Urteil zu bilden, ist schwer. Orientierung ist gefragt. Helfen können christliche Medien. Sie vermitteln aus protestantischer, katholischer oder evangelikaler Perspektive eine spezifische Sicht auf Ereignisse aus Politik, Zeitgeschehen, Kultur und Gesellschaft. Stellt sich die Frage: Gibt es christlichen Journalismus? | VON NORBERT SCHÄFER UND MARTIN JOCKEL

Aufgabe des Journalismus ist, zu berichten, was ist. Christliche Medien können helfen, dass sich Christen zu komplexen Themen eine fundierte Meinung bilden können und die Geschehnisse der Zeit im Licht des Evangeliums einzuordnen vermögen. Besonders deutlich wird das an den christlichen Nachrichtenagenturen, die andere Medien mit vorbereiteten Inhalten versorgen möchten.

„Christlicher Journalismus ist Teil der evangelischen Publizistik“, erklärt Jörg Bollmann, Direktor des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik (GEP). Zu diesem gehört unter anderem der Evangelische Pressedienst (epd). Bollmann verweist auf die Satzungs-Präambel des GEP. Darin sei die evangelische Publizistik unter anderem definiert „als eine Funktion der Kirche, die das Zeugnis der Kirchen in der Öffentlichkeit geltend macht, den Gliedern der Kirchen zum Verständnis wichtiger Vorgänge in der Christenheit verhilft, in der Bindung an das Evangelium eigenständige Entscheidungsfreiheit und kirchliche Verpflichtung in gleicher Weise umfasst“.

Einen anderen Standpunkt vertritt der Chefredakteur der Evangelischen Nachrichtenagentur idea, Matthias Pankau: „Christlichen Journalismus gibt es nicht.“ Es gebe aber Christen, die Journalisten seien und „die ihre Arbeit nicht nur vor ihren Mitmenschen, sondern auch vor Gott verantworten“.

Der Chefredakteur der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA), Ludwig Ring-Eifel, erkennt in der Themenauswahl, aber auch in der Haltung einen christlichen Journalismus. Das achte Gebot, das Verbot der Verleumdung und der üblen Nachrede, gelte für alle Journalisten – auch wenn es in der Praxis manchmal sehr großzügig ausgelegt werde. „Dass man als Journalist die Menschenwürde derer achtet, über die man berichtet,

ist ebenfalls eigentlich nichts spezifisch Christliches – dieser Respekt wird aber von christlichen Journalisten hoffentlich besonders gewissenhaft praktiziert.“

Die Macht der Worte

Für den KNA-Chefredakteur ist christlicher Journalismus auch erkennbar in der „Sache mit der Wortwahl“. Ring-Eifel: „Wir vermeiden Euphemismen und verzerrte Begriffe wie ‚Schwangerschaftsunterbrechung‘, ‚Recht auf Abtreibung‘ oder ‚aktive Sterbehilfe‘ und versuchen stattdessen, die Dinge bei ihrem ungeschönten Namen zu nennen. Wir tun das auch dann, wenn diese verzerrten Begriffe sich inzwischen im öffentlichen Diskurs eingenistet haben.“

Christlicher Journalismus kann also bedeuten, Debatten um Kirche und Glaube zum Thema zu haben oder bestimmte Themen aus christlich-ethischer Sicht zu beleuchten. „Christlich“ ist hier stets inhaltlich gemeint. Außer in Themenwahl und Perspektive muss solcher Journalismus nicht anders als säkularer funktionieren. Er bedient sich desselben Handwerkzeugs.

Dem ehemaligen Kriegsberichterstatter und lutherischen Theologen Uwe Siemon-Netto bereitet die Frage nach der Existenz von christlichem Journalismus „Bauchgrimmen“. Seiner Ansicht nach gibt es nur zwei Formen von Journalismus: guten und schlechten. „Der gute Journalismus trennt Nachricht von Meinung, der schlechte, der leider zu weit verbreitet ist, tut es nicht.“ Dies gelte auch für christliche Presseorgane. Was der Lutheraner vermisst, ist eine Presse, in der „der Leser – in Meinungsbeiträgen – merkt, dass der Autor ein christliches Weltbild hat“. Für entscheidend hält Siemon-Netto die Berufung



„Indem ein Journalist sagt, was ist,
dient er seinem Mitmenschen –
weil er ihn informiert.“

Matthias Pankau, idea-Leiter

Foto: iabzd

Evangelischer Pressedienst

Gründungsjahr: 1910

Träger: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP), das Mediendienstleistungsunternehmen der Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) und ihrer Gliedkirchen

Mitarbeiterzahl: 31 in der Zentralredaktion, weitere an 35 Standorten bundesweit

Sitz: Frankfurt am Main

Rechtsform: gemeinnützige GmbH

Katholische Nachrichten-Agentur

Gründungsjahr: 1952

Träger: Katholische Kirche in Deutschland

Mitarbeiterzahl: 80

Sitz: Bonn

Rechtsform: GmbH

Evangelische Nachrichtenagentur idea

Gründungsjahr: 1970

Träger: Evangelische Nachrichtenagentur idea

Mitarbeiterzahl: 47

Sitz: Wetzlar

Rechtsform: eingetragener Verein

zum Journalisten. „Der Christ leistet den höchsten Gottesdienst, wenn er in seinem Beruf, nicht durch seinen Beruf, dem Nächsten aus Liebe dient: egal, ob als Bäcker, Schuster oder Politiker.“

Mit Luther argumentiert auch idea-Chef Pankau. „Indem ein Journalist sagt, was ist, dient er seinem Mitmenschen – weil er ihn informiert. Weil nach christlichem Verständnis jeder Mensch zum Ebenbild Gottes geschaffen ist, dient der Journalist mit seiner Arbeit zugleich Gott. Christliche Nachrichtenagenturen bedienen einen Nischenmarkt. Sie decken jene Themenfelder ab, die säkulare Blätter für uninteressant oder randständig halten.“

Dass dabei der unvoreingenommene und kritische Blick auf die Wirklichkeit konfessionell bedingt durchaus Nuancen aufweist, erkennt KNA-Chefredakteur Ring-Eifel an: „Das katholische Lehramt und seine Position in wichtigen Fragen sind bei KNA immer im Hintergrund präsent.“ Dies bedeute nicht, dass sie ständig zitiert werden – wie die Deutsche Presse-Agentur (dpa) in politischen Debatten auch nicht ständig die einschlägigen Artikel des Grundgesetzes oder frühere Urteile des Bundesverfassungsgerichts rezitiert. Während Ring-Eifel Wert darauf legt, konservativen Stimmen genauso viel Raum zu geben wie Befürwortern von Neuerungen, sagt Pankau: „Der Unterschied zum epd ist bis heute sicher, dass wir stärker über die theologisch Konservativen und die evangelikale Bewegung im

Land berichten und seit unserer Gründung versuchen, geistliche Orientierung anhand der Bibel zu bieten.“

Der epd berichte über Kirche, Wissenschaft und die Sozialbranche, religiöse, kulturelle, soziale und politische Themen, die von theologischer und kirchlicher Relevanz seien. „Schwerpunkte der Berichterstattung des epd sind ferner die Themen Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung sowie Entwicklung, Medien und Bildung“, sagt Bollmann. KNA und idea sieht er als Mitbewerber, die „sich aber in den Themen, in ihren Geschäftsmodellen und den Produkten teils deutlich vom epd unterscheiden“.

Der Themenschwerpunkt bei KNA liegt „eindeutig auf der Katholischen Kirche“ mit ihrem Zentrum in Rom. „Zudem berichten wir etwas mehr über die orthodoxen Kirchen und über den Islam, als dies andere Agenturen tun“, erklärt der KNA-Chefredakteur. Auch hier ergeben sich wieder inhaltliche Schwerpunkte aus der konfessionellen Richtung. So stellt sich die Frage: Kann christlicher Journalismus auch kirchenkritisch berichten?

Kirchliche Presse genießt Sonderstatus

Pankau beschreibt idea als „unabhängige Nachrichtenagentur“, die weder das Sprachrohr der Evangelischen Allianz, noch das der EKD oder bestimmter evangelikaler Gruppierungen sei. Aber man stehe den Grundsätzen der Allianz nahe. Das Spannungsfeld inhaltlicher und personeller Überschneidungen zwischen Kirche und Presse gehört zu den Herausforderungen des christlichen Journalismus.

Nach Ansicht von Bollmann, der auf das epd-Leitbild einer „journalistisch unabhängig arbeitenden Nachrichtenagentur in evangelischer Trägerschaft“ verweist, führt die „Kombination von Loyalität zur und intensiver Befassung mit Kirche oftmals zu einem besonders genauen Blick auf interne Vorgänge, was sich zum Beispiel bei Berichterstattungen zu finanziellen Unregelmäßigkeiten in Landeskirchen und diakonischen Einrichtungen, den Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit dem kirchlichen Arbeitsrecht und Missbrauchsfällen in Evangelischer und Katholischer Kirche gleichermaßen“ zeige.

Die Aufarbeitung sexuellen Missbrauchs, vor allem in der Katholischen Kirche, ist ein Fall, an dem sich dieser Streit entzündet. Er hat im vergangem Jahr zu der Frage geführt, ob den Kirchen diese Aufgabe selbst überlassen bleiben darf und ob sie in der Lage ist, mit den ihr eigenen Presseorganen darüber umfassend und kritisch informieren zu können.

„In der Praxis berichten wir – vorbehaltlich der Unschuldsvermutung – auch dann möglichst objektiv über Missbrauchsvorfälle oder entsprechende Urteile, wenn dies den betroffenen Stellen in der Kirchenhierarchie weh tut“, sagt Ring-Eifel. Dass sie es getan haben, offenbart den Umstand, dass die Öffentlichkeit der Organisation Kirche – die ja eine Agenda verfolgt – zubilligt, über sich selbst kritisch berichten zu dürfen. Damit haben die Kirchen im öffentlichen Diskurs einen Sonderstatus. Die Fähigkeit, kritisch, unvoreingenommen und reflektiert über sich selbst zu berichten, würde beispielsweise keiner Partei zugesprochen. Der Vertrauensvorschuss zur kirchlichen Selbstkritik ist auch theologisch begründet. Die Kirche ist nicht sich selbst, sondern dem Evangelium Jesu Christi verpflichtet. In diesem Vertrauensvorschuss liegt auch eine Gefahr. Eine Par-

tei etwa, die vermeintlich christliche Werte vertritt, könnte ein christliches Medium vereinnahmen und so dessen Publikum an einer Urteilsfindung hindern.

§219a scheidet die Geister

Ein Streit um den Paragraphen 219a des Strafgesetzbuches im vergangenen Jahr hat gezeigt, wie komplex diese Gemengelage ist. Der mittlerweile überarbeitete Gesetzestext verbietet es, für Abtreibungen zu werben. Im protestantischen Lager wurde neben dem Inhalt des Paragraphen selbst auch über Natur und Wesen christlicher Publizistik gestritten. Entzündet hatte sich das an Beiträgen des evangelischen Monatsmagazins *chrison*. In einem Meinungsbeitrag hatte Chefredakteurin Ursula Ott gefordert, den Paragraphen abzuschaffen. Ihren Kommentar haben viele evangelikal gesinnte Christen als Skandal wahrgenommen. Das christliche Nachrichtenmagazin *ideaSpektrum* hatte geschlussfolgert: „Einen so unsäglichen Kommentar wie den von Chefredakteurin Ott hätte es in einem katholischen Medienhaus niemals gegeben.“ Nach Ansicht von *idea* war *chrison* bei der Debatte um Paragraph 219a die „Orientierung“ schuldig geblieben.

GEP-Direktor Bollmann sah den Meinungsbeitrag seiner *chrison*-Chefredakteurin gedeckt durch seine Darstellungsform, durch die Freiheit der kirchlichen Presse und die ihr gewährte Unabhängigkeit der Berichterstattung. Bollmann warf die Frage auf, in welchem Bezugsrahmen Orientierung zu suchen und zu finden sei. „Je nach Position der jeweiligen Amtskirche? Also katholisch oder evangelisch? Und dann in der konsequenten Fortführung im Blick auf evangelische Kirchenstrukturen abhängig vom jeweiligen Bekenntnisverständnis der Landes- oder der jeweils zuständigen Freikirche, also lutherisch oder reformiert oder uniert oder liberal oder pietistisch oder evangelikal?“

Ott porträtierte später in einem weiteren, im Ton wohlwollenden Artikel unter dem Titel „Die Retterin“ die Ärztin Kristina Hänel, die in ihrer Praxis Schwangerschaftsabbrüche durchführt. In der Debatte um das Abtreibungsstrafrecht kommen bei der KNA nach der Einschätzung von Ring-Eifel auch Befürworter einer Legalisierung zu Wort. „Wir lassen aber keine Zweifel daran aufkommen, wo die Katholische Kirche bei diesem Thema steht.“ Das Spektrum der christlichen Publizistik ist prinzipiell so weit wie das Spektrum der konkurrierenden Theologien.

Christentum ist Medienreligion

Es gibt also nicht „den“ christlichen Journalismus, sondern er tritt in einer Vielzahl von Ausprägungen auf. In der Forschung zu dem Thema ist es Konsens, dass das Christentum eine „Medienreligion“ sei. Es ist eine medial vermittelte Religion, aber auch eine Religion, deren zentraler Inhalt selbst ein Medium ist – Jesus ist als Gott im „Medium Mensch“. Es verwundert daher nicht, dass das Christentum von Anfang an eine Nähe zu Medien hat. Es entfaltet selbst medienschaffende Kraft – insbesondere der Protestantismus.

Versteht man Journalismus als Beitrag zur öffentlichen Meinungsbildung, dann gibt es christlichen Journalismus auch historisch, spätestens seit der Reformation. Sie hat ihrem theologischen Anliegen vor allem durch eine engagierte Publizistik

Gehör verschafft. Martin Luthers Thesen waren seinerzeit die Neuigkeit schlechthin und berührten die gesellschaftliche Ebene, indem er die aus der Bibel abgeleitete Freiheit medial verbreiten ließ – was letztlich zu fundamentalen Umwälzungen in Kirche, Gesellschaft und Kultur führte. Medien wurden nicht nur verfügbar, sondern auch nutzbar. Der Grundsatz des Priestertums aller Gläubigen bedeutete auch: Christen sollten sich selber Urteile bilden und Medien als mündige Bürger zur Meinungs- und Willensbildung nutzen.

Der freiheitliche Geist der Reformation ist im Publizistischen Gesamtkonzept der EKD zu finden: „Die evangelische Publizistik ist eine Lebensäußerung der Kirche. Sie ist nur ihrem eigentlichen Mandat verpflichtet und an amtliche Weisungen nicht gebunden. Ihr Mandat ist zugleich ihre Freiheit.“ Der Theologe Karl Barth hat an dieser Selbstverkündigung der Kirche Kritik geübt und in dem Sinn ein quasi-evangelikales Publizistikverständnis vertreten. Kirche sollte seiner Meinung nach Gott verkünden und nicht als sozialer Club sich selbst thematisieren. Kirche dürfe Öffentlichkeit nicht zu ihrem eigenen Erhalt nutzen, sondern nur zur kritischen und evangeliumsbezogenen Kommunikation in der Kultur. Barth sprach der evangelischen Publizistik keineswegs ihre Existenzberechtigung ab, warnte sie aber scharf davor, statt dem Wort Gottes die Institution Kirche zu kommunizieren.

Verkündigung oder Journalismus

Der evangelische Theologe und Journalist Wolfgang Thielmann, dessen berufliche Karriere als Journalist bei *idea* begann und der heute als Autor der Wochenzeitung *Die Zeit* arbeitet, sieht dieses Problemfeld und formuliert einen modernen Gegenpol zur Barthschen Kritik. Er bemängelt, dass es im evangelikal Bereich Medienwerke gebe, die „Verkündigung mit journalistischen Mitteln, jedoch keinen Journalismus“ betrieben. Christlichen Journalismus gibt es nach Thielmanns Auffassung so, „wie es das christliche Bäckerhandwerk“ gebe. „Wenn mir jemand erklärt, wie ein christlicher Bäcker aus christlichem Mehl christliche Brötchen backt, dann kann ich glauben, dass es christlichen Journalismus gibt“, sagt Thielmann. Journalismus könne gut und schlecht, vorsichtig und aggressiv, aber nicht christlich, buddhistisch oder muslimisch sein. „Ich bin tätig als Journalist, der über Religion schreibt.“ Journalismus zeichne sich durch „Aktualität, Faktizität und Relevanz aus“. Im evangelikal Bereich habe er die Erfahrung gemacht, „dass dort der Gedanke der Unabhängigkeit schwach begründet war: Evangelikaler Journalismus sollte die großen Taten Gottes bekannt machen – jedenfalls das, was Leiter evangelikaler Werke dafür hielten. Sie selber kamen dabei immer gut weg; Gott hat sie nie kritisiert. Das hatte mit Faktizität nichts zu tun.“

Im evangelikal Bereich hätten die Verantwortlichen den Gedanken kultiviert, dass Publizistik und Journalismus ein Arm der Verkündigung sein müssten. „Das deckt sich wiederum mit einigen Tendenzen im katholischen Bereich und reibt sich mit dem Gedanken der Unabhängigkeit.“ Deswegen hätten es Publikationen, die auf Freiheit Wert legen, im evangelikal Bereich sehr schwer. Es sei Pflicht eines ernstzunehmenden Mediums, auch über Missstände in der „eigenen Szene“ zu berichten. Verantwortliche ständen bei missliebiger Berichterstattung aber unter enormem Druck. ■



Mark Galli ist Chefredakteur beim US-Magazin Christianity Today. Bei einer Tagung des Obama-Instituts der Universität Mainz diskutierte er mit Wissenschaftlern und Journalisten über Strategien gegen absichtlich gefälschte Nachrichten (Fake News)

„Unser Bestes für guten Journalismus“

Datenflut, Bedrohung durch Fake News und Donald Trump: Wie gehen christliche Medienmacher in den USA mit diesen publizistischen Herausforderungen um? pro sprach mit Mark Galli, Chefredakteur von Christianity Today, einem der einflussreichsten christlichen Journalisten. | DIE FRAGEN STELLTE CHRISTOPH IRION

pro: Die amerikanische Zeitschrift Christianity Today (CT) richtet sich einerseits an christliche Führungskräfte, andererseits mischt sie in den gesellschaftlichen Debatten in Amerika mit – welchen Einfluss hat Ihre Stimme in Amerika und darüber hinaus?

Mark Galli: Wir beeinflussen evangelikale Leiter in den Kirchen, überkonfessionellen Gemeinden, Unternehmen und Non-Profit-Organisationen. Wir helfen, sie sprachfähig zu machen. Und sie wiederum wirken in ihrer Umgebung, wo sie leben, arbeiten, ihren Dienst verrichten – somit gestalten sie Amerika mit und sogar ein bisschen die Welt. Früher hatten wir einen Slogan, dass CT „die Menschen verändern möchte, die die Welt verändern“. Wir wollen einen Beitrag leisten zu einem guten Wandel in dieser Welt.

Geht das heute überhaupt noch, christ-

liche Werte in die Medien zu bringen?

Die journalistische Ethik gründet auf der jüdisch-christlichen Ethik. Wenn wir also guten Journalismus praktizieren – faire, akkurate Berichterstattung, wenn wir Interessenkonflikte vermeiden, ehrlich sind – dann wenden wir einige christliche Werte an. Darüber hinaus loben uns viele Menschen dafür, dass wir unseren Kritikern und ideologischen Gegnern höflich und nicht mit Angriffen und Beleidigungen begegnen. Ich denke, das wird letztendlich einen Unterschied machen, wenn nicht überall, dann doch in einigen Bereichen.

Was bedeutet das konkret für Sie und Ihr Team?

Ganz einfach: Wir müssen der Versuchung widerstehen, auszuholen oder zurückzuschlagen. Insbesondere dann, wenn unsere Ansichten falsch darge-

stellt oder verunglimpft werden. Als Team stärken wir uns gegenseitig den Rücken. Das heißt: Jeder Redakteur hat im Produktionsprozess einen Redakteur an der Seite. Jederzeit kann sich jemand einschalten und sagen: „Ich denke, das können wir wohlwollender ausdrücken.“

Immer wieder wird berichtet, dass Präsident Trump auch deshalb gewählt wurde, weil so viele konservative und evangelikale Christen ihn gewählt haben. CT sieht sich als christlich-konservative Stimme in den USA. Aber wenn man Sie liest, hat man nicht den Eindruck, Sie seien die größten Fans von Trump ...

CT-Leser zählen eher zu den gemäßigten amerikanischen Evangelikalen, die insgesamt überwiegend politisch konservativ sind. Etwa 70 Prozent der Evangelikalen unterstützen Trump weiterhin, was

Foto: pro/Christoph Irion

nicht wirklich überraschend ist. Denn ungefähr der gleiche Prozentsatz hat bei früheren Präsidentschaftswahlen die Republikaner gewählt. Und in etlichen Politikfeldern erscheint Trump wie ein „normaler“ Republikaner. Aber viele, die seine Politik unterstützen, sind in der Tat besorgt über seine Charakterschwächen. Und darüber, wie er sich gegenüber dem Kongress und der ganzen Welt verhält.

Was genau meinen Sie?

Er versucht Menschen zu schikanieren, er ist eine Quelle von Fehlinformationen, und er ist über viele entscheidende Themen nicht gut informiert. Diese Charaktereigenschaften sind keine Ermessenssache, sondern offenkundige Tatsachen. CT findet diese Art von Verhalten schlecht für das Land und für die Welt – daher die fehlende Begeisterung für unseren derzeitigen Präsidenten.

Die Medienforschung hat analysiert, dass gerade in deutschen Medien Trump und die US-Politik in bis zu 98 Prozent der Berichte ausschließlich negativ dargestellt werden. Falls wir es nicht mitbekommen haben: Hat Trump auch schon mal etwas richtig gemacht? Sicherlich. Viele hoffen, dass er zwei konservative Richter am Obersten Gerichtshof durchsetzen wird und somit einen Teil des moralischen Progressivismus, der unsere Gesellschaft sehr prägt, in Schach halten wird. Ebenso macht er sich stark für die pro-life-Initiative, wo es um unseren Umgang mit dem Beginn und dem Ende des Lebens geht. Er und Vizepräsident Mike Pence haben konkrete Schritte unternommen, um die Verfolgung der Christen in der ganzen Welt stärker in den Blick zu rücken – das ist überfällig.

Eines der größten Streitthemen in Amerika ist die Mauer, die Donald Trump an der Grenze zu Mexiko hochziehen will. Sie selbst haben als Pastor in Mexiko gelebt. Wie denken Sie über eine solche Mauer – gibt es bessere Wege, um unkontrollierte Einreise einzudämmen und Drogenschmuggel zu verhindern? Ich glaube, es ist ein schwerwiegendes Problem, wenn ein Land eine Mauer bauen muss. Egal, ob es darum geht, Menschen im Land zu halten oder Menschen davon fernzuhalten. Mit der „Trump-Mauer“ senden die USA ein armseliges Signal im Hinblick auf die grundsätzlich großzügige Haltung des Volkes und einen wichtigen Grundwert unseres Landes: Immigranten willkommen zu heißen.

Dass es Probleme an dieser Grenze gibt, sagen auch viele Demokraten ...

Sichere Grenzen zu schaffen ist in der Tat eine entscheidende Aufgabe jedes Staates. Ebenso wie eine vernünftige und effektive Einwanderungspolitik. Sie hat nicht nur Kriminelle und Terroristen auszusortieren, sondern viele, viele Menschen willkommen zu heißen und sie in die amerikanische Gesellschaft zu integrieren. Ich bin kein Experte, aber angesichts des technologischen Know-hows Amerikas vermute ich, dass es effektive Möglichkeiten gibt, unsere Grenzen zu kontrollieren, ohne eine Mauer zu errichten. Und angesichts unseres Reichtums kann ich kaum glauben, dass wir nicht das Geld für solche Maßnahmen hätten, wenn dies wirklich eine nationale Priorität hätte.

Bei einer Tagung des Obama-Instituts der Universität Mainz haben Sie mit Journalisten und Wissenschaftlern über die Gefahren von Fake News diskutiert. Wie geht CT mit dieser Herausforderung um?

Indem wir unser Bestes geben, um guten Journalismus zu praktizieren. Das heißt auch, gefälschte Nachrichten zu widerlegen, besonders dann, wenn sie Christen und christliche Organisationen betreffen. Wichtig ist uns auch, einfühlsam zu sein und zu verstehen, warum viele Menschen gefälschten Nachrichten glauben wollen. Es geht darum, diese Menschen nicht als ignorant abzustempeln, sondern deren Beweggründe zu verstehen.

Das deutsche Nachrichtenmagazin Der Spiegel hat ein Desaster erlebt. Einer seiner Autoren hatte viele seiner Reportagen frei oder teilweise erfunden. Ein schlimmer Einzelfall oder ein Krisen-Symptom des seriösen Journalismus?

In der Welt des Journalismus, mit diesem gewaltigen Druck und Wettbewerb, ist dies eine ernsthafte Versuchung. Um es sinngemäß mit Jesus zu sagen: Betrügerisches wird immer in eurer Nähe sein. Aber das ist kein Grund zu resignieren. Wir sind mehr denn je dazu aufgerufen, in unserem Journalismus gewissenhaft zu sein. Das heißt, dass wir so viel wie möglich in die Überprüfung der Fakten investieren, um solch einen Betrug auf ein Minimum zu reduzieren. Fehler, die passieren, müssen wir korrigieren.

Was sind im Zeitalter der Datenflut, der beschleunigten Kommunikation und

der Fake-News-Bedrohung die wichtigsten Werte, Ziele und Aufgaben für Journalisten und für Christen, die als Medienprofis arbeiten?

Die Leser immer wieder daran zu erinnern, dass wir einem Gott dienen, der die Geschichte kontrolliert. Dass alle Dinge dem zum Besten dienen, der glaubt. Dass, egal, wie verwirrend und konfus das Leben wird, unser Auftrag grundlegend einfach ist: Gott zu lieben und uns an ihm zu erfreuen. Und unseren Nächsten lieben wie uns selbst. Auch wenn wir manchmal nicht wissen, was die richtige Position in konfessionellen oder religiösen Debatten ist – wichtig ist doch: Wir alle kennen Menschen in unseren Netzwerken, die die Liebe und Hoffnung von Jesus Christus brauchen.

Lohnt es sich heute noch für junge Talente, die Christen sind, in die Medien zu gehen?

Ja! Aber sie müssen wissen, dass es eine Berufung ist, die anspruchsvoller denn je ist. Es erfordert außergewöhnliche Fähigkeiten: kritisches Denken, Schreiben und exzellentes Editieren „on demand“ – also den Bedürfnissen unserer Leser folgend. Man benötigt auch die Kenntnis, wie alle Medien funktionieren: eine fast unmögliche Kombination. Aber dies alles kann man lernen. Dazu muss man nicht nur Talent mitbringen, sondern auch ein überdurchschnittliches Engagement.

Vielen Dank für das Gespräch. ■



Foto: pro/Christoph Irtion

Mark Galli, Jahrgang 1952, ist Chefredakteur des US-amerikanischen evangelikalen Magazins Christianity Today. Der gebürtige Kalifornier war vor seiner Tätigkeit als Journalist zehn Jahre lang als Pastor der Presbyterianischen Kirche tätig. Heute gehört er den Anglikanern an, ist verheiratet und hat drei erwachsene Kinder.

„Sagen, was ist“

Im Dezember 2018 machte der „Spiegel“ öffentlich, dass viele Reportagen von Claas-Hendrik Relotius im Blatt ganz oder teilweise erfunden waren. Der mehrfach ausgezeichnete Journalist hatte auch in anderen Medien gefälschte Artikel veröffentlicht. Der „Fall Relotius“ hat die Glaubwürdigkeit und das Vertrauen der Öffentlichkeit in das Nachrichtenmagazin Der Spiegel erschüttert. Im pro-Interview plädiert Volker Lilienthal, Inhaber der Rudolf-Augstein-Stiftungsprofessur für Praxis des Qualitätsjournalismus in Hamburg, für eine Besinnung auf journalistische Grundsätze. | DIE FRAGEN STELLTE NORBERT SCHÄFER

pro: Wie bewerten Sie die Aufarbeitung des Falls Relotius vom Spiegel?

Volker Lilienthal: Die steht noch ganz am Anfang. Viel gelobt wurde die Transparenzoffensive des Magazins – aber gab es dazu ernsthaft eine Alternative? Ich glaube nicht. Insofern kein Grund zu besonderem Lob. Das Komitee zur Aufarbeitung der Affäre halte ich für nicht glücklich gewählt: zwei Spiegel-Leute, nur eine Unabhängige. Alles Journalisten, keine Stimme aus der Wissenschaft dabei.

Wird die Affäre Relotius dem Spiegel und der Presse allgemein nachhaltig schaden?

Das steht zu befürchten. Auch, weil der Fall nun möglicherweise vor Gericht kommt und dann nach jedem Verhandlungstermin immer wieder über den Skandal beim Spiegel berichtet werden wird. Der Filmfälscher Michael Born wurde 1996 wegen Betrugs an Stern TV und anderen zu vier Jahren Haft verurteilt. Born versuchte sich vor Gericht mit Hinweis auf die Mitverantwortung der Redaktion zu entlasten. Eine ähnliche Strategie könnte Relotius verfolgen, sollte es tatsächlich zur Anklage kommen. Dann würde viel schmutzige Wäsche gewaschen – und niemand ginge sauber daraus hervor.

„Vorwurf ‚Lügenpresse‘ ist grundlos“

Wie geboten ist aus Ihrer Sicht die Renaissance des Leit-spruchs Rudolf Augsteins: „Sagen, was ist.“?

Die ist geboten, nicht nur beim Spiegel, sondern im deutschen Journalismus überhaupt. Seit Jahren beobachten wir eine zunehmende Vermischung von Tatsachenbericht und wertender Beimischung. Das ist für Zeitungen inzwischen auch inhaltsanalytisch belegt. Das nennt sich dann zum Beispiel „Feature“. Nicht, dass das an sich von Übel wäre. Aber besser wäre es, wenn Wertungen immer mit recherchierten Fakten belegt werden. „Recherche ist die neue Meinung“, hat Zeit-Chefredakteur Giovanni di Lorenzo das genannt. Insgesamt scheint mir, wir brauchen eine neue Nüchternheit, eine Besinnung auf die gute alte Trennungsnorm zwischen Nachricht und Kommentar.

Brauchen wir eine Debatte über Wahrhaftigkeit und Ethik im Journalismus?

Die Wahrheitsorientierung der meisten Journalistinnen und Journalisten scheint mir nicht in Frage zu stehen. Auch deshalb, weil der Stellenwert der Recherche in vielen Redaktionen spätestens seit der Jahrhundertwende erkannt und verstärkt wurde. Auf die „Lügenpresse“ zu schimpfen ist grundlos und meistens Ausdruck einer feindlichen Gesinnung. Aber natürlich muss sich der Journalismus fragen, woher das Misstrauen kommt. Viele kritisieren ja auch den sogenannten Haltungsjournalismus – der seine eigene politische Legitimität hat. Aber man muss sie argumentativ begründen.

Für wie verbreitet halten Sie die „Ausschmückung“ von Artikeln in den deutschen Medienhäusern, etwa mit dem Stilmittel des „Storytelling“, dem Erzählen von Geschichten?

Die Frage nach dem Ausmaß ist für einen Wissenschaftler schwierig zu beantworten. Er soll ja nicht spekulieren. Aber natürlich gibt es immer wieder Versuchungen, übrigens nicht nur in der aufgeschriebenen Reportage, auch in vielen TV-Dokumentationen und manchem Radiofeature. „Storytelling“ ist nicht an sich problematisch. Es kann Lesern und Betrachtern sogar beim Verständnis komplexer Sachverhalte helfen. Aber sie darf nicht zur ästhetisierenden Spielerei ausarten.

Vielen Dank für das Gespräch! ■

Volker Lilienthal, Jahrgang 1959, ist seit 2009 Inhaber der Rudolf-Augstein-Stiftungsprofessur für Praxis des Qualitätsjournalismus. Der Journalist und promovierte Literaturwissenschaftler wirkt in mehreren Juries von Medienpreisen mit

Foto: OBP: Otto Brenner Stiftung



RELOTIUS IST EIN SYMPTOM LINKER MEDIENWELTEN

Der Spiegel-Skandal um Fake-Reportagen ist im Kern politischer Natur. Claas Relotius konnte nur erfolgreich sein, weil er das Weltbild seiner links-grünen Medienszene ausmalte. Politische Einseitigkeit macht systematisch blind. Der Fall zeigt: Ideologische Maulkörbe schaden der Demokratie. | VON WOLFRAM WEIMER

Der Spiegel-Skandal um gefälschte Reportagen wird lustvoll mit dem Stern-Skandal um die gefälschten Hitler-Tagebücher verglichen. Das mag Konkurrenten gefallen, die schadenfroh über die Hamburger Misere herfallen. Da wird Arroganz mit Häme gerächt. Doch die Übertreibung führt an der Wahrheit vorbei. Genauso wie die eilfertige Verniedlichung, dass es sich bei den Relotius-Reportagen nur um Einzeltaten vom angeblich so genialen Felix Krull des Gegenwartsjournalismus handeln würde. Relotius war nicht genial, er war gefällig, geschickt und hoch opportunistisch. Das Problem, das sich mit ihm decouvriert, ist nicht singulärer, es ist systemischer Natur. Es geht bei dem Skandal nicht um Verfahrensfragen zur Textkontrolle oder um feuilletonistische Erwägungen, ob die Reportage überholt sei und womöglich immer eine semi-literarische Welt aus Wille und Vorstellung zimmere. Der Spiegel-Skandal ist im Kern politischer Natur.

Die geschmeidigen Lügen von Relotius wurden vom Spiegel geglaubt und unter Applaus durchgewinkt, weil sie perfekt in ein ganz bestimmtes Weltbild passten. Weil sie dieses Weltbild geradezu tapeziert haben. Und zwar in rot-grünen Farben. Hätte Relotius die Weiße-Rose-Überlebende Traute Lafrenz nach den Ereignissen von Chemnitz sagen lassen, sie finde die AfD gar nicht so schlimm und könne

in Chemnitz keine wirklichen Hetzjagden erkennen, die Gegenleser und Faktenchecker beim Spiegel wären sofort aufgewacht. Aber die freie Erfindung des Zitats „Deutsche, die streckten auf offener Straße den rechten Arm zum Hitlergruß, wie früher“ fügt sich aus Lafrenz Mund perfekt in ein linkes Antifa-Bild, der Bogen von der Weißen Rose zu Chemnitz war geschlagen. Und er gefiel. So sehr, dass man das gar nicht hinterfragen wollte. Hätte Relotius die Einwohner von Fergus Falls nicht wortreich als Einwanderungshasser und Waffenarren erfunden, sondern als warmherzige, tüchtige Trumpwähler, er hätte es nie ins Blatt geschafft. Hätte Relotius die emotionale Reportage über das „Lifeline“-Boot nicht als Heldengeschichte von Flüchtlingsrettern, sondern als eitlen Rechtsbruch und dubiose Geschäftemacherei geschildert, die Fakten wären hinterfragt, keine Zeile wäre gedruckt worden. Hätte er den Aleppo-Flüchtling nicht als selbstlosen Menschen erfunden, der nach dem Fund von Bargeld sogar auf den Finderlohn verzichtete, sondern als frauenverachtenden Vergewaltiger, er hätte keinen Journalistenpreis mehr erwarten können.

Gefahr: Wirklichkeitsverdrehung

Der Spiegel-Skandal hat wenig mit handwerklichen oder organisatorischen Problemen zu tun. In Wahrheit arbeiten die Kollegen des Nachrichtenmagazins in aller Regel sorgfältig und professionell. Auch die vorbildliche Art und Weise, wie der Spiegel den Skandal selber öffentlich und transparent gemacht hat, spricht für seine journalistische Integrität.

Doch ein bestimmter politischer Geist des Spiegels ist zuweilen mächtiger als Faktencheckerregeln. Es ist ein altlinker Geist, der deswegen immer noch ideologisch ist, weil er Wirklichkeit und Wahrheit immer wieder einmal zurechtrimmt, sodass die Story propagandistisch auch wirkt. Darum gibt es einen inneren kulturellen Zusammenhang zwischen den Tex-

ten von Relotius und Spiegel-Covern wie denen, die Trump als Henker zeigen oder Sachsen pauschal als braunen Sumpf diffamieren. Trump ist ein derart unsäglich-präsident, dass fast jede Kritik an ihm berechtigt ist. Aber ein Blut triefender Kopfabschneider ist er dann doch nicht. Es ist just dieses Relotiushafte am Spiegel-Blattmachen, der eine Schritt zu viel in die Welt der Zuspitzung, bis Demagogie oder Lüge daraus werden. Diese dramaturgische Haltung erwächst aus politischer Verbissenheit.

Das Problem, dass weltanschauliche Verböhrtheit den Journalismus deformieren kann, hat die Linke übrigens nicht exklusiv. Links wie rechts lauert die Gefahr der Wirklichkeitsverdrehung. Der Springer-Konzern hatte das Problem in den Sechziger- und Siebzigerjahren mit rechter Einäugigkeit. Doch der Verlag hat sich spätestens seit den Neunzigerjahren in zuweilen quälenden Reinigungsprozessen davon emanzipiert und sich geistig liberalisiert. Dem Spiegel hingegen steht das jetzt erst bevor. ■



Foto: Markus Hurek

Dr. Wolfram Weimer, geboren 1964, ist Verleger, mehrfach ausgezeichnete Publizist und einer der wichtigsten Kommentatoren des Zeitgeschehens. Er ist Gründungsherausgeber des Polit-Magazins Cicero und war unter anderem Chefredakteur des Magazins Focus. In seinem Verlag Weimer Media Group erscheinen zahlreiche Wirtschaftsmedien.

Sprache ich: Finsternis möge mich decken! So muss die Nacht auch Licht um mich sein. Denn auch Finsternis ist nicht finster bei dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag, Finsternis ist wie das Licht.

(Psalm 139, 11–12)

„Finsternis ist wie das Licht.“
Wenige Sätze aus der Bibel haben mich so beeindruckt wie dieser. Wenn ich bete, spreche ich gerne die Psalmen. Für mich drücken sie Gedanken, Wünsche und Hoffnungen aus, die Menschen vor 2.000 Jahren genauso bewegt haben wie heute. | **VON TILLMANN PRÜFER**

Wir meinen gerne, dass der Fortschritt über uns hinweg galoppiert und dass die Welt morgen schon eine ganz andere ist als gestern. Aber das stimmt höchstens auf eine sehr oberflächliche Weise, auf der Ebene der Übertragungsgeschwindigkeit unserer Mobiltelefone. Vor den tiefen Mysterien des Seins stehen wir heute noch genauso fragend wie die ersten Menschen. Das kann man frustrierend finden oder ermutigend. Durch die Geschichte hindurch haben alle Menschen viel gemeinsam. Wir alle sind Kinder Gottes.

In Psalm 139 geht es darum, dass Gott immer bei uns ist, dass er uns nie verlässt – und dass wir uns auch nicht vor ihm verbergen können. Der Psalm beschreibt, dass es keinen Ort gibt, an dem man Gott fern sein kann. Und keine Lebenssituation. Auch in der Dunkelheit sind wir ihm nicht verborgen.

Es gibt noch eine andere Bibelstelle, an die ich viel denken muss. Sie steht im ersten Buch der Könige (Kapitel 8,12). Dort spricht König Salomo über den Tempel: „Der Herr hat die Sonne an den Himmel gesetzt, er selbst wollte im Dunkel wohnen.“

Ich selbst habe erfahren, dass es oft im Dunkel ist, wo man dem Göttlichen nahe kommt. Es kann das Dunkel der Nacht sein, wenn man alleine ist mit sich und seinen Gedanken, den Gefühlen und dem, was über die eigene Welt hinaus geht. Es kann aber auch das Dunkel des Lebens sein. Dann, wenn wir alles verlieren, was wir uns an Gewissheiten und Sicherheiten zusammengestellt haben, wenn wir erfahren, wie flüchtig unsere Existenz ist; dann kann auch passieren, dass uns ein Gefühl dafür erreicht, dass es mehr gibt als das, was wir anfassen und an uns drücken können. Dass es mehr gibt als das, was wir begreifen können.

Gott kann man nicht „messen“

Gott hat die Sonne an den Himmel gesetzt, damit wir sehen können. Wir müssen sehen, damit wir die Dinge tun können, die wir tun müssen. Aber es gibt noch ein anderes Licht. Eines, das uns nicht in die Augen fällt. Ein Licht, das wir nicht mit unseren Sinnen erkennen können. Eben das Licht, das auch in der Finsternis scheint, das Licht, von dem im Psalm 139 die Rede ist.

Für mich erzählt dieser Psalm nicht nur von der Allgegenwärtigkeit Gottes, sondern er ruft auch zur Demut auf. „Diese Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch, ich kann sie nicht begreifen“, heißt es im Psalm. Dieser Satz ist für mich die Antwort auf die immer wiederkehrenden Argumentationen, die eine Art von physischer Beweisbarkeit von Gott fordern. Wie möchte man etwas messen, was außerhalb unserer Wahrnehmbarkeit liegt?

Wie sollten an Raum und Zeit gebundene Wesen etwas erkennen wollen, das außerhalb von Raum und Zeit liegt? Und was für ein Hochmut liegt darin, zu meinen, dass das, was wir sehen können, schon alles ist, nur weil wir sonst nichts sehen?

Finsternis ist wie das Licht. Das heißt für mich auch: Wir Menschen können nicht zuverlässig erkennen, was im göttlichen Sinne Licht ist und was Dunkelheit. Was das Positive ist, das uns geschieht, und was das Schlechte. Wir wissen es nicht, wir können es nicht wissen. Wir können nicht den Sinn erkennen in den Dingen, die uns widerfahren. Aber wir können darauf vertrauen, dass es gut ist. Und dass es auch in der tiefsten Finsternis ein Licht gibt, das uns erhellt. ■



Foto: Michael Biedowitz

Tillmann Prüfer, 45 Jahre, ist Redakteur beim ZEITmagazin und Buchautor. Kürzlich ist im Gütersloher Verlagshaus ein Buch über seine persönliche Glaubenserfahrung erschienen: „Weiß der Himmel...? Wie ich über die Frage nach Leben und Tod stolperte und plötzlich in der Kirche saß.“

Leserreaktionen



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 5 66 77 77

Zu „Gott, du hast dir die Evolution super ausgedacht!“

Interview mit der Physikprofessorin Barbara Drossel, die als Christin kein Problem mit der Evolution hat.

Eine wirklich steile Behauptung: Christliche „Junge-Erde-Kreationisten“ halten Wissenschaftler vom Glauben ab. Konsequenz zu Ende gedacht, sind diese Christen also mitschuldig, wenn etliche Menschen in Ewigkeit verlorengehen. Bei mir war es umgekehrt wie bei Frau Drossel. Wenn es keine Wissenschaftler gegeben hätte (z. B. die Studiengemeinschaft „Wort und Wissen“), die plausible Gründe für die historische Zuverlässigkeit der biblischen Urgeschichte publiziert hätten, wäre ich wahrscheinlich kurze Zeit nach meiner Bekehrung wieder vom Glauben abgefallen.

Gerd Bohlen, Uplengen-Remels

Eine theistische, gottgelenkte Evolution – daran habe ich auch einmal eine Zeitlang geglaubt! Doch diese These wirft zu viele Fragen auf, auf die es keine vernünftigen Antworten gibt. Was ist das für ein Gott, der durch Mord und Totschlag den Weg zum Menschen bestreitet? Der millionenfaches Leid, Gewalt und Zer-

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Jonathan Steinert.



Christliches Medienmagazin pro
Charlotte-Bamberg-Str. 2 | 35578 Wetzlar
leserbrieft@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 5 66 77 77
Telefax: (0 64 41) 5 66 77 33

störung zulässt! Der die Erde zu einem überdimensionalen Massengrab macht, damit irgendwann einmal der Mensch, den sich Gott gedacht hat, die Erde betritt. Und der, nachdem der Mensch die Erde betreten hat, sich selbst ad absurdum führt und Gerechtigkeit und die Feindesliebe ausruft. So ganz nebenbei muss Gott dabei den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik (In einem geschlossenen System nimmt Unordnung ständig zu und niemals ab), das Entropiegesetz, außer Kraft gesetzt haben. (...) Entweder ist die Bibel Gottes unfehlbares Wort; in jeder Hinsicht und jeder Aussage, oder sie ist es nicht. Dann können wir alles über Bord werfen.

Jonathan Simon, Bad Nauheim

Zu „Freitagsgebet unterm Kreuz“

In Berlin bieten drei Kirchengemeinden Muslimen Räume für ihre Freitagsgebete an.

(...) Jesus ist regelrecht ausgeflippt, als er die Händler im Tempel gesehen und dann hinausgejagt hat. In dem Haus, in dem der Gott der Bibel geehrt und angebetet werden sollte, wird nun Platz zur Verfügung gestellt und Geld dafür eingenommen, damit Menschen zu einem anderen Gott beten können. Das tut weh!

Elke König, St. Ingbert

(...) Ein „gemäßigter, reformierbarer“ Islam, der mehr auf spirituelle Erfahrungen ausgerichtet ist, scheint dem christlichen Glauben nahestehen. Diese Annäherung ist aber nur möglich, wenn der Anspruch Jesu geleugnet wird: „Niemand kommt zum Vater außer durch mich.“ (Johannes 14, 6).

Man deutet den Missionsauftrag Jesu um auf Ermöglichung spirituellen Lebens, unabhängig von der jeweiligen Religion. In Athen hat Paulus an die Spiritualität seiner Zuhörer angeknüpft.

Als er zur christlichen Kernaussage, zur Auferstehung Jesu von den Toten, kam, nahmen seine Zuhörer ihn nicht mehr ernst. (...)

Getrud Zimmermann-Mathis, Detmold

Zum Editorial 6|2018

Darin hatte KEP-Geschäftsführer Christoph Irion den selbstbestimmten Rückzug von Kanzlerin Merkel aus der Politik gewürdigt.

Im Editorial zu der Ausgabe 6/2018 schreiben nun auch Sie, dass Frau Merkel „selbst und noch immer völlig selbstbestimmt“ die Initiative für ihren Ausstieg ergriffen habe. Erlauben Sie mir, Ihnen zu widersprechen: Mit der Kanzlerschaft von Frau Merkel wird leider immer ihre Entscheidung zum unkontrollierten Zuzug der Flüchtlinge im Herbst 2015 verbunden bleiben. Das hat unser Land in zwei Lager gespalten. Die Folge war, dass sie in all den Jahren das Vertrauen von immer mehr Wählern verloren hat. Der massive Stimmenverlust der CDU bei der Hessen-Wahl war dann sozusagen das „Tüpfelchen auf dem i“. Allein diese Wahlniederlagen waren es, die Frau Merkel die Initiative zum Ausstieg haben ergreifen lassen.

Zwar hat sie letztlich diese Entscheidung selbst getroffen, aber sie wurde durch die Umstände dazu gezwungen. Insofern kann von einer reinen Selbstbestimmung keine Rede sein.

Karl Schleef, Haste

Zu „Gott ist nicht immer der liebevolle Daddy“

Der Psychotherapeut Samuel Pfeiffer hatte erklärt, wie Krisen das Gottvertrauen neu stärken können.

Danke für das sehr informative und mutmachende Interview mit Samuel Pfeiffer! (...) Was sind das nur für spannende Geschichten im Alten Testament der Bibel, wo Gott wieder die „gescheiterten Looser“ nach ihren Krisen und Depressionen aufrichtet! Unsere ach so schnelllebige und moderne Gesellschaft findet persönliche Krisen und Niederlagen eher lästig und unpassend. Bei Gott dürfen wir auch scheitern. Ich möchte jedenfalls meine persönlichen Krisen nicht mehr missen!

Erwin Chudaska, Leer

Der Herzensmensch

Christian Rommert ist Sprecher beim „Wort zum Sonntag“ und Pastor im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden. Den Pastorenjob hat er vor einigen Jahren aber an den Nagel gehängt und ist nun selbstständig. Er coacht jetzt christliche Unternehmer, denn er findet: Unternehmensführung und Kirche können sich gegenseitig befruchten. | VON SWANHILD ZACHARIAS

Ein unspektakuläres Reihenhaus in einer Bochumer Wohnsiedlung. Die Spielgeräte in den kleinen, gepflegten Vorgärten und die individuellen, bunten Klingelschilder lassen darauf schließen, dass hier viele Familien wohnen. An einer der Haustüren empfängt Christian Rommert den Besuch mit einem breiten Lachen und einem herzlichen „Hallo!“. Sein Büro liegt ganz oben, unter dem Dach des Hauses. Was von außen beengt wirkt, sieht innen drin geräumig und gemütlich aus. Große Dachfenster werfen viel Licht auf eine Sitzgruppe und den aufgeräumten Schreibtisch. Nur ein MacBook, ein Bildschirm und eine Tastatur stehen dort. Rommert macht Kaffee. Es duftet nach frisch gemahlenden Bohnen. Dabei plaudert er über dies und das.

Der 44-Jährige ist ein unglaublich kommunikativer und fröhlicher Mensch. Das ist schon nach wenigen Minuten klar. Der eine oder andere mag ihn schon mal im Fernsehen gesehen haben. Rommert ist einer von acht „Wort zum Sonntag“-Sprechern in der ARD. Die Sendung am Samstagabend, die immer nach den Tagesthemen läuft, beschreibt er als „Kommentar zu gesellschaftlich relevanten Themen aus dem Blick von Christinnen und Christen“. Es handele sich dabei nicht um eine Predigt in einem Gottesdienst, macht der Theologe klar. Oft werde das missverstanden und von einigen Frommen höre er dann nach der Sendung manchmal, dass zu wenig Jesus drin gewesen sei. „Es ist keine Bekenntnis-Sendung. Wer das sucht, findet dieses Format bei Bibel TV“, sagt Rommert. Vor dem „Wort zum Sonntag“ in den Tagesthemen sähen die Zuschauer oft viel Leid. Danach folge vielleicht Boxen oder ein Samstagabend-Krimi. „Zwischendrin wollen sich die Leute einfach nur ein Bier holen nach einer harten Woche und nicht angepredigt werden“, glaubt er.

Dabei spricht Rommert das Thema Jesus Christus im Vergleich zu anderen Sprechern in der Sendung häufig an. Ihn bewegt der Glaube an Jesus Christus, sagt er. Deswegen kommt Jesus in seinen Fernseh-Impulsen vor. Rommert ist Pastor im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (BEFG). Er ist der einzige der „Wort zum Sonntag“-Sprecher mit freikirchlichem Hintergrund. Dass es bei seinen Impulsen oft um konkrete Bibelstellen geht, liegt daran, dass „mir etwas fehlen würde, wenn ich einfach nur was Nettos erzählen würde. Ich will, dass das Evangelium irgendwo aufleuchtet.“ Der Theologe versteht sich als Übersetzer: „Nur etwas, was mich persönlich berührt, anspricht, herausfordert, kann auch andere begeistern.“ Manchen sei das zu fromm, anderen nicht fromm genug. Er nimmt das nicht so schwer. „Das ist das Leben“, sagt er und lacht.

Rommert ist jemand, der etwas bewegen und dabei selbst nicht stillstehen möchte. „Mich treiben Freiheit und Gestalten können mehr an als Sicherheit“, sagt er. Vor vier Jahren hat der

dreifache Vater deshalb einen Neuanfang gemacht und seinen Job als Pastor in einer Bochumer Gemeinde an den Nagel gehängt. Jetzt ist er selbstständig und betreibt das Unternehmen „Leitungskunst“. Rommert begleitet und coacht zum Beispiel Unternehmer, die ihre Firma mit christlichen Werten führen wollen oder sich fragen, wie Unternehmertum und christliche Überzeugung zusammenkommen können.

Schon während seines Theologiestudiums in Hamburg und Berlin interessierte er sich für das Zusammenspiel von Unternehmensführung und Kirche. „Ich hatte immer das Gefühl, das könne sich gegenseitig befruchten“, sagt Rommert. Seine erste Hausarbeit im Studium habe er deshalb auch zum Thema Kirchenmarketing geschrieben – auch wenn seine Dozenten „komisch geguckt“ hätten. Seinen Job als Pastor machte Rommert gern. „Aber ich habe immer gemerkt, dass mir das zielorientierte, projektorientierte Arbeiten mehr liegt.“ So folgte dann der Entschluss zur Selbstständigkeit.

Unternehmertum und christlicher Glaube passen für ihn hervorragend zusammen: „Es liegt in der DNA des evangelischen Glaubens, unternehmerisch aktiv zu sein.“ Viele christliche Überzeugungen, die in der Kirche gelebt werden, könnten das Unternehmertum befruchten – zum Beispiel die Wertschätzung des Einzelnen.

Herzenssache Kinderschutz

Auch wenn er keiner Gemeinde mehr vorsteht, ist Rommert noch offiziell Pastor und nimmt pastorale Aufgaben wahr – wie Trauungen oder eben das „Wort zum Sonntag“. Was ihn außerdem weiterhin mit den Kirchen verbindet, ist sein Engagement zum Schutz von Kindern vor sexuellem Missbrauch. Neben „Leitungskunst“ ist das sein zweites großes Herzensanliegen.

Als der Vater von drei Kindern darüber zu sprechen beginnt, wird er sehr ernst und sehr eindringlich. Rommert berührt das Thema sexuelle Gewalt persönlich. Seine Frau Katrin sei davon betroffen gewesen. Mehr sagt er dazu nicht. Doch diese Betroffenheit habe dazu geführt, dass sich das Ehepaar für den Kinderschutz stark macht. „Du hast so viel Wut und Aggression in dir gegenüber dem Täter“, erinnert sich Rommert. Man merkt ihm an, dass diese Gefühle noch immer nicht ganz verschwunden sind. Ihm und seiner Frau sei jedoch klar geworden, dass es nicht gut sei, aus diesen Gefühlen Negatives entstehen zu lassen. Stattdessen hätten sich beide entschieden, „diese Energie zu verwenden, um Positives entstehen zu lassen“. Sogar in so einer schwierigen Situation verliert Rommert nicht den Blick nach vorn.

Was im Jahr 2008 mit Vorträgen und Schulungen in Gemeinden zum Thema Kinderschutz begann, ist nun ein fester Ar-

beitsbereich von ihm. Als Vorsitzender des Gemeindejugendwerks (GJW) im BEFG initiierte er vor zehn Jahren die Präventionskampagne „Sichere Gemeinde“. Den GJW-Vorsitz hat Rommert mittlerweile abgegeben. Jetzt koordiniert er aber die entsprechende Interventionsstelle, eine Anlaufstelle zum Thema Kinderschutz im BEFG. Unter anderem erstellt er in Zusammen-

ten, dass dieses Thema häufig angstbesetzt sei. Wenn dann jemand offen mit ihnen darüber rede, sei das für sie „eine totale Erleichterung“. Wenn dieser jemand dann der Falsche, der Täter, sei, öffne das Tür und Tor für sexuelle Gewalt.

Die „Gehorsamspflicht“ sei ein weiteres Einfallstor. In Freikirchen werde Kindern oft das Gefühl gegeben, nicht Nein sagen



Lebensfreude und eine positive Einstellung sind Markenzeichen von Christian Rommert

arbeit mit den jeweiligen Gemeinden Konzepte, die die Orte für Kinder sicherer machen sollen. 2017 schrieb er ein Buch zum Thema.

Sexuelle Gewalt auch in Freikirchen

Es habe ihn nicht überrascht, als das Thema sexueller Missbrauch auch in Freikirchen öffentlich wurde. „Es hat mich nur überrascht, dass es immer noch Menschen gibt, die meinen, das gäbe es nicht.“ Kirchen sind von sich aus keine sicheren Orte. Davon ist Rommert überzeugt. „Wenn jemand sagt: ‚Bei uns gibt’s das nicht‘, kann ich mit neunzigprozentiger Sicherheit sagen, dass gerade da der Missbrauch blüht.“

In Freikirchen sei das Vertrauen untereinander oft besonders groß, das Miteinander sehr familiär, man umarme sich zur Begrüßung, tätschle Kindern den Kopf ohne zu fragen, lasse eine große Nähe zu. Das seien Faktoren, die Tätern Missbrauch erleichtern könnten. „Das Verhältnis zum Thema Sexualität“ sieht Rommert ebenfalls als großes Problem in freikirchlichen Gemeinden an. „Es gibt ja kein Thema unter den Christen, bei denen sich die Leute mehr in die Haare kriegen.“ Kinder merk-

zu dürfen und Erwachsenen gegenüber übermäßig gehorsam sein und immer Rücksicht auf andere nehmen zu müssen. Das führe zu einem Machtgefälle. Und um dieses gehe es bei sexueller Gewalt immer.

Für ganz wichtig hält Rommert auch das Thema Vergebung. „Wie vielen Betroffenen ich begegnet bin, denen gesagt wurde: ‚Du musst vergeben!‘ Und eigentlich war gemeint: ‚Schweige, verfolge das Thema nicht weiter!‘ Das ist christliche Gehirnwäsche!“ Rommert ist empört. „Was heißt denn Vergebung? Das ist eine riesige Herausforderung, weil es eben nicht bedeuten kann: vergeben und vergessen.“

Der 44-Jährige unterbricht seine Ausführungen kurz, trinkt einen Schluck Wasser. Er wird wieder ruhiger und schildert dann sachlich, wie er die Gemeinden hier unterstützt: Bei der Erstellung der Konzepte schaut er sich unter anderem ganz genau die Werte an, die in den Gemeinden gelebt werden, das Miteinander von Mann und Frau und das von Erwachsenen und Kindern. Rommert will Eltern stärken, gewaltfrei erziehen zu können. „Guckt weniger auf die beste Art der Erziehung, sondern schaut, wie ihr die beste Art von Beziehung zu euren Kindern aufbauen könnt“, empfiehlt er.

SCM-Shop.de

CHRISTLICHE BÜCHER, MUSIK, FILME & GESCHENKE



29 STATEMENTS FÜR EINE
ATTRAKTIVE UND LEBENDIGE

Kirche

Wie die beste Botschaft der Welt neu zum Angebot für Menschen werden kann, die mit Kirche und Gemeinde immer weniger Berührungspunkte haben: Die hoffnungsvollen Zeichen für einen missionarischen Aufbruch – über Kirchengrenzen hinweg. Faszinierend, inspirierend und manchmal auch provozierend.

Geb., 352 S.
Best.-Nr. 226.873
€ 19,99
€A 20,60/CHF 30,80*



Online unter: www.scm-shop.de



oder telefonisch: 07031 7414-177

Per E-Mail an bestellen@scm-shop.de

Rommert hat zwei Töchter und einen Sohn. Die Mädchen studieren, der 17-Jährige steckt mitten im Abitur. Für die Zukunft hat der Vater einen Wunsch: „Wenn meine Enkel geboren werden – wo auch immer –, dann soll es in jeder Stadt einen kirchlichen Ort geben, der kreativ, fantasievoll und sicher für Kinder ist.“ Rommert steckt viel Herzblut in seine Arbeit, um das zu verwirklichen. In seinem Büro hängt ein Foto von einem Leuchtturm. Der ist ein Symbol für das, was er erreichen möchte: „Ich will Menschen über Gräben helfen, verbinden und an eine Stelle führen, wo man Aussicht und Weite hat.“

Tiefes Gottvertrauen

Das Verbindende, das wünscht er sich auch mehr unter den Christen und von den einzelnen Gemeinden. „Die Zukunft liegt in der Kooperation und nicht in der Konfrontation“, sagt er. Vor allem, wenn es um das Evangelium geht. Der Theologe ist überzeugt, dass „das konfessionelle Zeitalter vorbei“ ist. Und er findet: „Wenn Kirche Relevanz haben will, muss sie wieder relevant sprechen lernen.“ Er meint damit, das Evangelium so zu verkünden, dass die Botschaft auch bei Außenstehenden ankommt. Die Areopag-Rede von Paulus ist Rommerts Vorbild. Paulus sei in die Kultur, die Sprache und den Alltag der Menschen eingetaucht. Er habe gewusst, was die Menschen damals bewegte. „Das ist für mich Mission. Das Wort ward Fleisch. Das Wort ward Begegnung.“ Dazu bedürfe es aber eines Blickes über den Tellerrand hinaus. „Ich werde nicht sprachfähig, was das Evangelium angeht, wenn ich 40, 50 Jahre nur fromme Leute in meinem Freundeskreis habe.“ Das werde nur, wer Leute treffe, die nachfragten: „Hä? Wie meinst du das denn?“ Die Arbeit beim „Wort zum Sonntag“ sei da eine gute Schule.

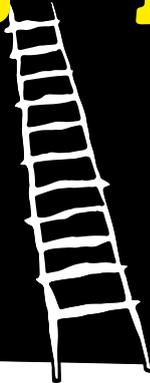
Der Pastor sieht sich als „kleinen Puzzlestein“ in Gottes Plan. Deshalb habe er auch nicht das Gefühl, den Menschen „die Pistole auf die Brust“ setzen zu müssen, wenn es um das Evangelium geht. „Ich habe ein weites Herz und ein tiefes Vertrauen, dass Gott seine Wege mit den Menschen geht.“

Von den Begegnungen mit anderen lässt er sich gern verändern. Er schätzt die Vielfalt und sieht deshalb auch „die vielen Menschen, die auf der Suche nach Frieden zu uns kommen“, als eine Bereicherung für Gemeinden an. Man dürfe seinen Standpunkt nicht aufgeben, aber man müsse „den Standpunkt bewusst benennen und den anderen auch stehen lassen können“. Deshalb betont er ein zweites Mal das Thema Kooperation. „Ich finde es lächerlich, wie man sich konfessionell manchmal hinter Mauern verschanzt.“

Ein bisschen ist für diese Haltung sicher Rommerts Lebensumfeld verantwortlich. Der leidenschaftliche VfL-Bochum-Fan („Jeder Spieltag ist ein einziges Leiden, aber man kommt nicht davon los.“) ist Ruhrgebietler mit Leib und Seele. Obwohl er eigentlich aus Eisenach stammt. Doch am Ruhrgebiet liebt Rommert die Ehrlichkeit und Bodenständigkeit der Menschen. Und das Trotzigste: „Wir stehen hier immer wieder auf. Wir machen weiter.“ Gefühlt habe dort fast jeder Migrationshintergrund. „Doch das einzige, was zählt, ist die Frage: Was bist du für ein Typ? Kann man sich auf dich verlassen? Das liebe ich.“ Er lebt in einer der „unterschätztesten und schönsten Regionen Deutschlands“, findet Rommert. „Vielfalt ist hier die treibende Kraft. Und Fußball und ein gutes Pils“, sagt er und lacht wieder sein breites, ansteckendes Lachen. ■

WAS DU NICHT WILLST, DAS MAN DIR TU...

Bestseller-Autor Bastian Sick („Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“) erklärt in seiner pro-Kolumne Sprichwörter und Redewendungen aus der Bibel. In der fünften Folge geht es um Grammatik und gute Wünsche. | VON BASTIAN SICK



Vor Kurzem bat mich eine Leserin in einer E-Mail um eine Auskunft zu einer altbekannten Lebensregel, die da lautet: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem anderen zu.“ Die Leserin wollte von mir wissen, ob es nicht „dass man dir tu“ heißen müsse, also „dass“ mit Doppel-s, da es sich doch um die Konjunktion handele. Das war zweifellos eine bemerkenswerte Frage. Bemerkenswert allein schon deshalb, da die überwältigende Mehrheit der Deutschen gar nicht zu wissen scheint, dass es die Konjunktion „dass“ überhaupt gibt, geschweige denn, wozu man sie gebraucht. Im Internet wimmelt es vor Nebensätzen, die fälschlicherweise mit „das“ statt mit „dass“ eingeleitet werden: „Ich wusste nicht das man sich vorher registrieren muss“ oder „Hätte nie gedacht das Kochen so leicht geht!!!“ In diesen Fällen wäre ein „dass“ mit Doppel-s korrekt.

Im Fall der oben genannten Lebensregel ist die Antwort jedoch nicht so eindeutig. Denn tatsächlich lässt die Grammatik hier zwei Deutungen zu. Man kann den eingeschobenen Nebensatz als Relativsatz auffassen. Das „das“ wäre dann ein Pronomen und ließe sich auch durch „was“ ersetzen: „Was du nicht willst, was man dir tu, das füg auch keinem anderen zu.“ Man kann den Nebensatz aber auch als Objektsatz auffassen, dann wäre die Konjunktion „dass“ korrekt: „Was du nicht willst, dass man [es] dir tu, das füg auch keinem anderen zu.“ Es ist also nicht eine Frage von Richtig oder Falsch, sondern eine Frage der Auslegung. Bei dem Sprichwort handelt es sich übrigens

um die sogenannte „Goldene Regel“, einen ethischen Grundsatz, der in fast allen Kulturen und Religionen eine wesentliche Rolle spielt. Er findet sich bereits in den Apokryphen. Bei Tobias 4,16 heißt es in der Übersetzung Martin Luthers: „Was du wilt das man dir thue / das thu einem andern auch.“ Zu Luthers Zeiten wurde zwischen der Konjunktion „dass“ und dem Pronomen „das“ noch nicht orthografisch unterschieden. Wir wissen daher nicht, ob Luther bei seiner Niederschrift an das Pronomen oder an die Konjunktion dachte. Spätere Bibelausgaben deuten den grammatischen Zusammenhang nach eigenem Ermessen. Und während Luther die Regel bei Tobias noch positiv wiedergibt, findet man sie später meist in der – noch heute bekannten – negativen Form, so wie hier in einer Bibelausgabe 1882: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue einem andern auch nicht.“

Auch im Neuen Testament findet sich die Regel, sowohl bei Matthäus als auch bei Lukas, und wie im Original bei Tobias formuliert Jesus sie hier positiv: „Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch!“ (Mt. 7,12). Im 17. Jahrhundert wurde die Lebensregel vom Positiven (was du willst) ins Negative (was du nicht willst) verkehrt und zu jenem einprägsamen Reim erweitert, den wir noch heute kennen. In der Philosophie Immanuel Kants wurde daraus der sogenannte Kategorische Imperativ: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“ Wie jedes Sprichwort und jede Lebensregel lud auch diese immer wieder zu spie-

NACH TOBIAS 4.15
MATTHÄUS 7.12
LUKAS 6.31

lerischen Abwandlungen ein. Die wohl berühmteste stammt vom Komiker Otto Waalkes, der in den Siebzigerjahren sinnierte: „Was du nichts willst, das man dir will, das willst auch kei'm – was willst'n du?“ ■



Foto: Bastian Sick

Bastian Sick, Jahrgang 1965, begann 1995 als Dokumentationsjournalist beim Nachrichtenmagazin Der Spiegel. Vier Jahre später wechselte er als Schlussredakteur in die Online-Redaktion. 2003 bekam er die Kolumne „Zwiebelfisch“, in der er humorvoll über häufige sprachliche Fehler und die grammatischen Hintergründe schreibt. Daraus wurde schließlich die Buchreihe „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ mit mittlerweile sechs Folgen. Seit 2006 ist er auch mit Bühnenprogrammen unterwegs.

Illustration: theresa-peter.de

„Das Evangelium ist für alle Menschen da“

Der Hänssler-Verlag feiert 2019 den 100. Geburtstag. Der 91-jährige Sohn des Firmengründers erzählt, welche Menschen ihn begeistert haben, wem er sich in den größten Krisen seines Lebens anvertraute und warum er auch im hohen Alter gerne Entdeckungen macht. | DIE FRAGEN STELLTE JOHANNES BLÖCHER-WEIL

pro: Herr Hänssler, was zeichnet aus Ihrer Sicht einen guten Verleger aus?

Friedrich Hänssler: Ein Verleger muss Überzeugungstäter sein und wissen, was er will. Er will ja Botschafter sein. In unserem Verlag war die Botschaft von Anfang an klar. In den Siebzigerjahren haben wir festgelegt, dass das Evangelium von Jesus gelesen, gehört, gesungen und gesehen werden kann. Heute würde ich noch Twittern hinzufügen.

Wann sind Sie mit dem christlichen Glauben in Kontakt gekommen?

Mein Elternhaus und einige Menschen in meinem Umfeld haben mich geprägt. Ich bin in mehreren Stufen Christ geworden, weil Gott mir in unterschiedlichen Lebensstationen begegnet ist.

Wie hat Sie die Zeit des Nationalsozialismus geprägt?

Ich bin als Achtjähriger vom Rektor der Hochschule in die Besenkammer eingesperrt worden, weil ich nicht „Heil Hitler“ gerufen habe. Am 14. Januar 1943 kamen wir vom Gottesdienst zurück, da haben mich drei SS-Führer verhört. Sie wollten wissen, warum ich nicht zur Hitler-Jugend gehe. Unausgesprochen stand dahinter die Frage: „Hat dir das dein Vater verboten?“

In dieser Zeit hatten Sie auch einige familiäre Schläge zu verkraften ...

Meine Schwester ist wenige Tage nach ihrer Bekehrung an Diphtherie gestorben. Als sie krank im Bett lag, rief sie meinen Vater. Er sollte noch den letzten Vers des Liedes „Die güldne Sonne“ vortragen. Dabei ist sie gestorben. Solche Dinge prägen natürlich. Ich hatte auch diese Krankheit und war einige Tage fast blind.

Haben Sie jemals an Gott gezweifelt?

In den Situationen selbst habe ich mir die Frage nie gestellt. Vermutlich waren die realen Erlebnisse so prägend, dass ich nicht darauf gekommen bin. Warum meine Kameraden beim Erschießungskommando schießen mussten und ich nicht, habe ich mich erst viel später gefragt.

Und wann haben Sie sich bewusst für Jesus entschieden?

Ich war im landeskirchlichen Gemeinschaftsverband der einzige Jugendliche in meinem Alter. Meine Schulkameraden haben sich oft über mich lustig gemacht. Das prägt. Endgültig für Gott habe ich mich erst als Soldat entschieden. Er hatte mich ja aus dem Erschießungskommando herausgeholt. Die Situation hat mich jahrelang verfolgt. Damals habe ich kurz und knapp gesagt: „Gott, ich kenne dich nicht, aber ich will zu dir gehören!“ Später einmal sollte ich für meinen Vater einen christlichen Druckereibesitzer besuchen. Im Gespräch fragte er mich, wie es in meinem Leben mit Jesus Christus stehe. Ich legte ein ungeplantes Sündenbekenntnis ab. Er schrieb mir zwei Bibelverse auf: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde“ und „Wenn wir aber unsre Sünden bekennen, so ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Ungerechtigkeit.“ Das war unspektakulär, aber echt und wirkte tief.

Sie haben dann Theologie studiert ...

Ich hatte nur Notabitur. Meine Mutter wünschte sich sehnlichst, dass ich Theologie studiere. Ich wollte lieber eine Hünerfarm aufmachen. Ich hatte durch die Flucht vom Militär keine Entlassungspa-

piere. In ständiger Todesgefahr hielt ich mich in einem Dorf versteckt. Als der dortige Pfarrer mitbekam, dass ich mich versteckt halten musste, ermutigte er mich, Theologie zu studieren. Gott sei Dank, bekam ich dafür ein Stipendium.

Wären Sie lieber Pfarrer gewesen als Verleger?

Einen theologischen Dienst mit dem Schwerpunkt Jugendarbeit hätte ich mir durchaus vorstellen können, aber eine Stelle als Pfarrer in einer Gemeinde mit unzähligen Amtshandlungen und Bürokratie weniger. Die Berufungen im Verlagswesen waren immer ein Gottesgeschenk.

Sie gehen gerne auf Entdeckungsreise. Was war die wichtigste Entdeckung in Ihrem Leben?

Die wichtigste Entdeckung war fraglos der christliche Glaube. Das hat viele Wege geöffnet. Eine interessante Entdeckung war „Bible Memory“. Die amerikanischen Initiatoren wollten Bibelkenntnis vermitteln. Junge Menschen lernen Bibelverse auswendig und werden dafür belohnt, indem sie an Freizeiten teilnehmen dürfen. Ich habe die Idee nach Deutschland gebracht.

Welche Begegnungen haben Sie am meisten geprägt?

Oft habe ich erst später erkannt, wie wichtig manche Begegnungen waren. Ein wichtiger Mensch war der Sonderberater des damaligen Präsidenten Richard Nixon, Charles Colson. Wir haben etliche Bücher über ihn veröffentlicht. Bei einem privaten Besuch nahm er uns mit zum Gebetsfrühstück für Politiker. Die Menschen dort hatten ihn in politisch schweren Zeiten aufgefangen. Da ging mir ein

Kronleuchter auf und wir haben die Idee des Gebtsfrühstücks für Politiker erst in Baden-Württemberg und 1981 im Bundestag umgesetzt. Inzwischen gibt es das in acht Landtagen und in weiteren europäischen Ländern.

Gibt es weitere Personen?

Dem Evangelisten Billy Graham bin ich häufig begegnet. Mit seiner Hilfe konnten wir die Zeitschrift Entscheidung übernehmen. Dann fällt mir der Gründer und Leiter der Fackelträger-Bewegung, Major Ian Thomas, ein. Wichtige Begegnungen hatte ich auch mit den meisten Rednern der großen Pfingst-Jugendtreffen in Aidlingen. Oft sind daraus ungeplant auch noch Buchprojekte entstanden.

Sie haben Bücher in den Ostblock geschmuggelt. Wie wurden Themen zu Ihren Themen?

Mir war immer wichtig, dass das Evangelium für alle Menschen da ist. Egal, ob arm oder reich, ob Präsident oder Verlagsmitarbeiter. Entscheidend war für uns, dass alles auf Christus hinausläuft.

Hatten Sie auch Phasen im Leben, in denen Ihnen der Glaube schwerfiel?

Natürlich wurde mein Glaube geprüft. Wir waren als Verlag enorm erfolgreich und erfolgsverwöhnt. Bücher hatten Erstauflagen von bis zu 500.000 Exemplaren. Davon können Verlage heute nur träumen. Wir wollten an unserem alten Standort Neuhausen bauen. Das verweigerten uns die politischen Gremien. Da bleiben Fragen. Der Weg nach Holzgerlingen war Gottes Führung. Hier haben Menschen von Anfang an für uns und unsere Arbeit gebetet.

Und dann kam 2002 die große Krise des Verlags ...

Ich hatte kurz zuvor das amerikanische Institut für Musikwissenschaften gekauft mit zigtausend Bänden Gesamtausgaben alter Meister. Leider hat unsere automatische Vertriebsabwicklung zu spät funktioniert. Einer unserer größten Kunden auf dem amerikanischen Musikmarkt ging insolvent und wir machten Verluste in Millionenhöhe. Manche Menschen unterstellten mir, dass ich mit dem Geld eine Luxuswohnung in der Schweiz gekauft hätte. Das war eine knallharte Lüge. Um einige Freunde ist es still geworden. Das enttäuschte mich und war schwer zu ertragen. Ich habe immer gebetet: „Herr, dieser Verlag gehört dir. Du kannst mit ihm machen, was du willst.“ Das war kein Lippenbekenntnis.



Friedrich Hänssler sitzt auch noch im hohen Alter gerne am Klavier und lässt sich dabei inspirieren



Friedrich Hänssler, Jahrgang 1927, ist der Sohn des gleichnamigen Gründers des damaligen Musikverlags Hänssler. Er studierte in Tübingen Theologie und Musikwissenschaft und stieg 1950 in den Verlag seines Vaters ein. Unter seiner Leitung wurde dieser ab 1959 zu einem der führenden evangelischen Verlage in Deutschland. 2002 geriet der Verlag in wirtschaftliche Schwierigkeiten und wurde von der Stiftung Christliche Medien übernommen. Hänssler gehörte der Kammer für Publizistik der EKD an und war 1975 einer der Gründer des Christlichen Medienverbunds KEP.

Wie haben Sie es geschafft, bei all Ihrer Arbeit Freiräume für die Familie zu schaffen?

Da bin ich immer schuldig geworden. Rückblickend ist es ein unverdientes Geschenk, dass alle unsere Kinder ihren Weg mit Gott gehen. Wir konnten sie mit auf die Freizeiten nehmen, die ich geleitet habe. Heute haben wir 15 Enkel und drei Urenkel.

Wie oft sind Sie noch im Verlag?

Bis vor einem Jahr war ich regelmäßig dort. Aktuell hole ich wöchentlich meine Post ab. Etwa einmal im Monat spreche ich mit der Verlagsleitung. Ich schlage auch Publikationen vor, die manchmal angenommen werden. Ich halte es für legitim, mit bald 92 Jahren etwas zurückzuschrauben.

Wie gelingt es heute, die Sehnsucht junger Menschen für Gott und den Glauben zu wecken?

Wir müssen ihnen das Evangelium ansprechend, aber klar und glaubhaft verkündigen. Im christlichen Bereich wird zu wenig Seelsorge betrieben. Viele Christen haben größere Probleme mit ihrem Leben, als man denkt und erwartet. Das merke ich ganz oft, wenn mich Menschen um Rat fragen.

Was wünschen Sie sich beim Blick in die christliche Verlagsszene?

Sie sollen bei ihrer klaren Botschaft bleiben und nicht dieses und jenes meinen und von einem Ast auf den anderen hüpfen. Die Leute nehmen klare Positionen ernst.

Vielen Dank für das Gespräch. ■

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Peppiges Glaubensbekenntnis aus Berlin

Leichter Wohlfühl-Pop ist Jennifer Pepper mit ihrem Debüt-Album „Schritt für Schritt“ gelungen. Es ist Lobpreis in teils etwas zu glatten Balladen. „Bei dir“ ist zum Beispiel ein ganz schlicht komponierter, schöner Song, in dem sich die Berlinerin für Gottes Nähe bedankt. Und wer nach dem persönlichen Glaubensbekenntnis der Tochter des Liedermachers Martin Pepper sucht, findet das im achten Track „Ich glaube daran“ ausformuliert. Eine gewisse stimmliche Ähnlichkeit zu Frida Gold oder auch Eva Briegel von der Pop-Gruppe „Juli“ ist Pepper nicht abzusprechen. Es spräche nichts dagegen, wenn einer ihrer Songs auf dem Soundtrack einer der nächsten romantischen Komödien von Til Schweiger auftauchte. | **MICHAEL MÜLLER**

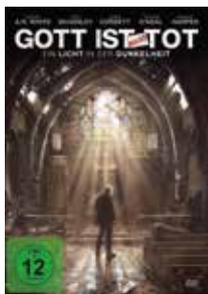
Jennifer Pepper: „Schritt für Schritt“, Gerth Medien, 15 Euro, EAN/ISBN 4029856400099



Ein Mordfall, der Raum für Vergebung lässt

2010 hielt der Fall des verschwundenen Mirco Deutschland in Atem. Intensive Suchaktionen blieben erfolglos. Die Ermittler fanden nach 145 Tagen die Leiche des Zehnjährigen. Der Film „Ein Kind wird gesucht“ erzählt, wie dessen gläubige Familie damit umgeht, und komprimiert die Suche nach Mirco auf 90 Minuten. Grundlage dafür ist das Buch seiner Eltern „Mirco. Verlieren. Verzweifeln. Verzeihen.“. Der Film ist hochkarätig besetzt: Heino Ferch ermittelt als Kriminalhauptkommissar Thiel, Johann von Bülow spielt Mircos Vater. Können die Eltern dem Täter vergeben? Wie erlebt Kommissar Thiel den christlichen Kosmos? Es ist ein Film über Zweifel und die Angst, dass der Junge nie mehr zurückkommt. Er fesselt über die gesamte Spielzeit, obwohl das Ende bekannt ist. | **JOHANNES BLÖCHER-WEIL**

„Ein Kind wird gesucht“, DVD, 90 Minuten, Gerth Medien, FSK: 12, 15 Euro, ISBN 4052912871564



Filmreihe „Gott ist nicht tot“ gestorben

Wieder einmal versucht ein Film der amerikanischen Reihe „Gott ist nicht tot“ den guten Kampf für den christlichen Glauben zu führen. Fans der frommen Filme, die stets zwischen den guten, glücklichen Christen und den bösen, unzufriedenen Nichtchristen unterscheidet, müssen aber tapfer sein: Dieser Teil ist das Ende der Filmreihe. Der dritte und letzte „Gott ist nicht tot“-Film hat inhaltlich nichts mit seinen Vorgängern zu tun, liegt aber qualitativ leider ungefähr auf dem selben Level: filmisches Mittelmaß. Wer aber Teil 1 und 2 mochte, wird von diesem Teil nicht enttäuscht werden. Diesmal geht es um eine Kirche, die auf dem Campus einer Universität steht und aufgrund von Anfeindungen gegen den christlichen Glauben vonseiten der Bildungsstätte abgerissen werden soll. | **JÖRN SCHUMACHER**

„Gott ist nicht tot – Ein Licht in der Dunkelheit“, DVD, Gerth Medien, 102 Minuten, 15 Euro, ISBN 4051238069204



Hat Bestand: diese christlich-muslimische Ehe

„Eine Blume für Zehra“, das ist zum einen ein Wortspiel. Denn es geht um die Liebe zwischen Michael Blume und seiner Frau Zehra. Zum anderen stand „der“ Blume tatsächlich einst mit einer nicht mehr ganz taufrischen „echten“ Blume vor seiner Angebeteten, einem türkischen muslimischen Mädchen. Andreas Malessa erzählt diese baden-württembergische Liebesgeschichte mit ihren ostdeutschen und türkischen Wurzeln anschaulich. Berichtet vom bi-religiösen Alltag einer christlich-muslimischen Ehe, die inzwischen seit über 20 Jahren besteht. Anfeindungen kommen zur Sprache, aber immer wieder auch der Beistand warmherziger Menschen. „Mut machen zum Lieben“ wollen die Blumes – das beste Beispiel dafür geben sie, indem sie Einblick in ihr Leben gewähren. | **CHRISTINA BACHMANN**

Andreas Malessa: „Eine Blume für Zehra. Liebe bis zu den Pforten der Hölle“, bene!, 224 Seiten, 18 Euro, ISBN 9783963400360



„Gott zur Ehr’, dem Nächsten zu Wehr“

Jörg Helmrich arbeitet seit 25 Jahren bei der Berufsfeuerwehr in Duisburg. In seinem Buch „Rettungsgasse“ erzählt er von 20 spektakulären, persönlichen und bewegenden Einsätzen. Helmrich nimmt den Leser mit in den Einsatzwagen und beschreibt beispielsweise seine Gemütslage bei der Loveparade-Katastrophe 2010. Auf sehr einfühlsame Weise redet er über die Herausforderungen seines Jobs und darüber, wie ihm sein christlicher Glaube durch diese schweren Einsätze trägt. | **MARTIN SCHLORKE**
Jörg Helmrich: „Rettungsgasse“, Gerth Medien, 221 Seiten, 16 Euro, ISBN 9783957345233



Leben im Lego-Land

Die Bausteine der Materie, die chemischen Elemente und die Naturgesetze scheinen allesamt so gestaltet zu sein, dass menschliches Leben in diesem Universum existieren soll. Das jedenfalls legt ein genauerer Blick auf die Natur nahe. Wurden wir in diesem Universum erwartet? Hat sich da ein übernatürliches Leben eine Welt wie aus Lego-Bausteinen erdacht, in der wir leben sollen? Noch dazu ist diese Welt auch noch mittels Zeichen – Mathematik – für uns sinnvoll darstellbar. Offenbar sollten die Bewohner das Staunen über diese komplexe Welt mit ihrem Schöpfer teilen. Vier Naturwissenschaftler, die für die Studiengemeinschaft „Wort und Wissen“ arbeiten, haben ein Buch geschaffen, das zwar keine triviale Lektüre darstellt; aber wer sich auf ihre Gedankenreise einlässt, wird belohnt mit einem komplett neuen Blick auf unsere Welt – und mit einer Glaubensstärkung. Am Ende steht die (ernst gemeinte) Frage: Wie um Himmels Willen kann man die unwahrscheinliche Ordnung in der Welt erklären, ohne Gott mit in die Rechnung aufzunehmen? | **JÖRN SCHUMACHER**
Markus Widenmeyer (Hrsg.): „Das geplante Universum“, SCM Hänssler, 156 Seiten, 9,99 Euro, ISBN 3775159606



Gelähmt nur im Körper

„Steh auf“, will Samuel Koch dem Leser Mut zusprechen. Für jemanden, der seit neun Jahren im Rollstuhl sitzt, ein erstaunlicher Appell. Und doch trifft der 2010 bei der Fernsehsendung „Wetten, dass ...?“ verletzte Schauspieler mit seinen sehr persönlichen Schilderungen einen Nerv, wie es ein gewöhnlicher „Resilienz“-Ratgeber wohl nicht vermag. Mit einem „Wird schon wieder“ und Selbsttäuschungsparolen braucht man ihm nicht zu kommen. Er schöpft für sein Buch aus unzähligen Gesprächen, die er seither mit Menschen führte. Viele Schicksale hörte er, und mit dem Leser zusammen sucht er nach Antworten auf die Fragen: Was ist Glück, und wie kann man Leiden überwinden? Eines hat der tief-sinnige Koch gelernt: „Es gibt keine universale Betriebsanleitung für den Umgang mit schwierigen Zeiten.“ Und diese Ehrlichkeit tut gut. Hier schreibt ein Mann voller Weisheit, obwohl gerade einmal 31 Jahre alt. Der Glaube an Gott ist zwar Kochs Hilfsleine fürs Leben, im Buch wird er aber zum Glück nie einfallslos als Wunderheilmittel gegen alles aus dem Hut gezaubert. | **JÖRN SCHUMACHER**
Samuel Koch: „StehaufMensch“, adeo, 208 Seiten, 20 Euro, ISBN 9783863342111



Für einen gnädigen Umgang miteinander

„Etwas zu kritisieren, was man nicht mag, bedarf keiner besonderen Anstrengung. Sich aber kritisch mit denen zu beschäftigen, die man liebt und schätzt, das bedarf mancher Mühe und Geduld.“ Mühe und Geduld hat der Theologe und evangelikale Szenekenner Jürgen Mette investiert. In seinem neuen Buch „Die Evangelikalen“ setzt er sich kritisch-liebevoll mit seiner geistlichen Heimat auseinander. Herausgekommen ist ein Buch, das jenseits von Schubladendenken Brücken baut. Auf beeindruckend einfühlsame Weise fordert Mette von seinen Mitevangelikalen mehr Gnade im Umgang mit theologischen Fragestellungen – ohne dabei aber ihre zentralen Anliegen und ihren Charakter als Protestbewegung zu leugnen. Gnade im Umgang miteinander – das macht Mette deutlich – hat nichts mit verwässerter Theologie oder überliberalem Wohlfühlchristentum zu tun. Dass dieser Spagat durchweg gelingt, macht sein Buch so besonders. Nicht nur für Evangelikale eine Pflichtlektüre. | **MARTIN JOCKEL**
Jürgen Mette: „Die Evangelikalen. Weder einzig noch artig. Eine biografisch-theologische Innenansicht“, Gerth Medien, 256 Seiten, 18 Euro, ISBN 9783957345486



**WEBSEITEN, VIDEOS, REPORTAGEN –
BESUCHEN SIE UNSERE
NEUEN SEMINARE!**

Melden Sie sich bei uns, um sich zu informieren.
06441 5 66 77 66 | info@christliche-medienakademie.de

christliche-medienakademie.de



christliche
medien
akademie